

Nov. 2017

80 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

nebeneinander*s*

Nischen
DNT Weimar
Interview

Weg vom Mainstream
Schiller in vier Sprachen
Judith Holofernes im Gespräch



STIFTUNG ETTERSBERG
**GEDENK- UND
 BILDUNGSSTÄTTE
 ANDREASSTRASSE**

ERSTSEMESTER- GUTSCHEIN

Gegen Vorlage eines gültigen Studentenausweises und dieses Gutscheins erhalten zwei Personen kostenfreien Eintritt in der **Gedenk- und Bildungsstätte Andreasstraße**. Gültig vom 1. Oktober 2017 bis 31. März 2018.

Vom Erfurter Domplatz nur einen Steinwurf entfernt liegt die **Gedenk- und Bildungsstätte Andreasstraße**. Wie kein anderer deutscher Erinnerungsort erzählt die "Andreasstraße" von Repression und Revolution: Der Ort erinnert an die politischen Häftlinge, die früher hier eingesperrt waren und zugleich an die mutigen Menschen, die hier 1989 die erste Besetzung einer Stasi-Bezirksverwaltung wagten. Heute lässt sich in der "Andreasstraße" Thüringens umfassendste Ausstellung zur SED-Diktatur besichtigen und der Kubus der Friedlichen Revolution mit seiner beeindruckenden Comic-Fassade.

ÖFFNUNGSZEITEN Dienstag und Donnerstag 12-20 Uhr Freitag bis Sonntag & an Feiertagen 10-18 Uhr
 Andreasstraße 37a | 99084 Erfurt - www.stiftung-etttersberg.de/andreasstrasse

PROMETHEUS



PROMETHEUS

nach Aischylos und Hesiod
 Regie: Hannes Weiler

*Premiere am 13. Oktober 2017,
 Theaterhaus Jena, Hauptbühne*

SPIELZEIT 2017 / 2018 – ES SCHWINDET SCHON DIE NACHT
WWW.THEATERHAUS-JENA.DE KARTENTELEFON +49 3641 8869-44

Editorial

Konfuzius sagt: „Nur wer mit dem Strom schwimmt, wird das Meer erreichen.“ Wie richtig – und doch ist die Welt mehr als nur Meer. Trotz innerer und äußerer Widerstände drängt es viele Menschen nicht auf direktem Wege zum Ozean: Sie erkunden lieber Nebenflüsse und unentdeckte Bäche. Sich aus dem Hauptstrom, der Mainstream-Mehrheitsgesellschaft, zurückzuziehen, ist heutzutage leichter und zugleich schwieriger als zu Konfuzius' Zeiten oder auch noch vor 30 bis 50 Jahren. Reisefreiheit, Internet, vielfältige Konsummöglichkeiten und die relative Akzeptanz liberaler Wertvorstellungen sind Fluch und Segen zugleich, denn nebst Freiheiten schaffen sie auch Erwartungen und Erwartungsdruck. Wer davon abschalten möchte, kann sich zum Beispiel in ein thailändisches Schweigekloster zurückziehen und sich dort einem intensiven Meditationsprogramm unterziehen, um seine inneren Energien zum Fließen zu bringen – unsere Redakteurin berichtet auf Seite 6 von ihren Erfahrungen.

Alternativen zum Mainstream muss man aber nicht unbedingt nur im Fernen Osten suchen: Man findet sie auch auf Gemüsefeldern in der Nähe von Jena. Auf dem biologischen SoLa-Wi-Hof Diestels Sonnengarten wohnen und wirtschaften zwei Gärtner und versorgen solidarisch organisiert Abnehmer aus der Umgebung. Mit dem Wesentlichen, nämlich „Essen und Wohnen“, kann man durchaus glücklich sein, wie ihr in unserem Einblick auf Seite 10 lesen könnt – beim IWF und der Weltbank wird man damit allerdings nicht punkten. Deren Bewertungskriterien und Fixierung auf das Bruttoinlandsprodukt führen dazu, dass stabile Entwicklungsländer mit funktionierenden Kleinwirtschaften künstlich „arm gerechnet“ werden, so der Entwicklungsökonom Alexander Dill in seinem aktuellen Buch *Die Welt neu bewerten*. Die Rezension dazu lest ihr auf Seite 17.

Wer Nebenflüsse unabhängig von vorherrschenden Deutungsmustern in einer Diktatur sucht, hat es besonders schwer. Das merkte der Wahljenaer Schriftsteller Udo Scheer in den 1970er Jahren, als er sich mit anderen jungen Autoren im nichtstaatlichen Arbeitskreis Literatur und Lyrik engagierte. Über literarische Subkulturen in der DDR und Jena sowie offene und subtile Zensurformen lest ihr im Interview auf Seite 30. Noch wesentlich elementarer ist die Rebellion junger Iranerinnen und Iraner gegen das Mullah-Regime und seine restriktive Ehe- und Sexualpolitik. Ein französisches Journalistenpaar und ein Zeichner erzählen in einem Comic von der Suche nach Liebe und von Oasen der Intimität im Iran (Seite 27).

À propos Gewässer: „Das Englische“ gilt heute als sprachlicher „Mainstream“. Das war nicht immer so; vielmehr bildete sich „das Englische“ aus mehreren „Wildbächen“, „Haupt- und Nebenflüssen“ sowie „Zuläufen“. Über die (wenn man so will: hydrologische) Vielfalt der englischen Sprache(n) lest ihr in unserer Sprachkolumne auf Seite 33. Für seinen nunmehr 30. sowie für alle vorangegangenen und hoffentlich künftigen Beiträge möchten wir Professor Dr. Thomas Honegger an dieser Stelle herzlichst danken.

Ob mitten im reißenden Strom oder auf eurer eigenen kleinen Scholle: Wir wünschen allen neuen und alteingesessenen Studis und Lesern ein erfolgreiches Wintersemester und eine interessante Lektüre unserer 80. Ausgabe.

Eure Redaktion

I N H A L T



EinBlick

Ohne Worte

Zehn Tage in einem thailändischen Schweigekloster

6

Der gehobene Zeigefinger

Für eine Rassismus-Kritik ohne Überheblichkeit

9

„Es geht ums Wesentliche: Essen und Wohnen“

Solidarische Landwirtschaft bei Jena

10

memorique: Von der bilateralen Verständigung...

... zum Dialog über Geschichte in Europa? Ein deutsch-polnisches Schulbuch

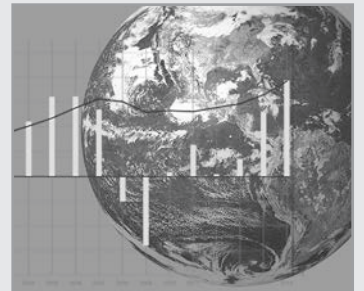
15

Rezension: Wie Länder arm gerechnet werden

Das Bruttoinlandsprodukt auf dem Prüfstand

17

WeitBlick



Donnerstags noch
nichts vor?

Komm' zur **unique**-Redaktionssitzung!
Immer um 18 Uhr im Haus auf der Mauer*.

deine Meinung sagen ... recherchieren ...
neue Leute kennenlernen ... layouten ... eigenen Presseausweis
bekommen... fotografieren... Rezensionsexemplare... interkulturelle
Erfahrungen sammeln ... lektorieren ... eigene Artikel
schreiben ... Lebenslauf aufbessern ... Interviews
führen ... deinen Horizont erweitern ...
heißblütig diskutieren

* unser Büro ist in der Johannisstraße 26 im Erdgeschoss



LebensArt

Visionär der letzten Tage

Zum 100. Geburtstag des Filmemachers Jean-Pierre Melville

18

Drei Jungfrauen und ein Krieg

Ein afghanisch-deutsch-französisch-israelisches Theaterprojekt

20

„Ich fühle mich zuhause mit meiner neuen Band“

Sängerin Judith Holofernes im Gespräch

24

Rezension: Zwischen Auflehnung und Resignation

Ein Comic beleuchtet Oasen der Intimität im Iran

27

Das fremde Gedicht: Anna Helene Guddal

Existenzielle Fragen auf Norwegisch

28

„Der Staat hat auf uns freche Spatzen...“

... mit seinen großen Kanonen geschossen“ – Autor Udo Scheer im Gespräch

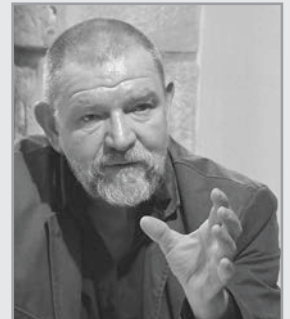
30

Kolumne: Anglophiler Mainstream und andere Gewässer

Sprachliche Haupt- und Nebenströme des Englischen

33

WortArt



übrique

unique auf Reisen | Impressum | Bildnachweise

34

Ohne Worte

In einem thailändischen Schweigekloster können sich Touristen für zehn Tage einem intensiven Meditations-Training unterziehen: Vipassana im Selbstversuch.

von Lea

Ein Leben voller Stress – immer auf dem Sprung, stets die Zukunft vorausplanen... Wie kommt man da zur Ruhe, entwickelt eine gesunde Einstellung zum Leben und findet eine Balance? Einen Schritt auf dem Weg zu mir selbst und zu innerer Ruhe habe ich in einem abgelegenen Kloster im Urwald Thailands gemacht.

Den Samen für diese Idee säte ein Backpacker-Pärchen am Flughafen in Bali, als es mir von seiner erhellenden Silent-Retreat-Erfahrung berichtet hat: Es sei eine spirituelle Reise für den Geist, Tiefenentspannung und völlige Besinnung in einer wäldlich-idyllischen Abgeschiedenheit gewesen – das musste ich auch machen!

Einige Tage vor Antritt meines persönlichen Abenteuers kamen dann dennoch Zweifel: Mir wurde bewusst, dass ich mich aufs Intensivste mit mir selbst würde konfrontieren müssen. Könnte ich zehn Tage lang ein 17-Stunden-Programm in selbstauferlegter Abschottung, allein mit meinen verborgenen Gedanken und ohne Ablenkung meistern? Was hatte ich mir damals nur gedacht?

Trotzdem trete ich voller Ehrgeiz die Reise zur buddhistischen Anlage an. Die muss jeder selbst in die Hand nehmen, vorbuchen kann man hier nichts, im Gegenteil; selbst die Kosten für das Retreat beruhen lediglich auf einer freiwilligen Spende – also kein „Pauschal-Selbstfindungstrip“. Hier läuft es nach dem Motto „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“ ab: Insgesamt gibt es 60 Plätze, sind diese vergeben, ist man zu spät. Ich bin die 57. – noch mal Glück gehabt! Am ersten Abend bilden wir dann einen bunt gemischten Haufen aus Menschen aller

Kontinente, einen Mix aus Jung und Alt. In den ersten Stunden bleibt uns noch Zeit zum gegenseitigen Kennenlernen. Es stellt sich heraus, dass viele meine Bedenken teilen und ebenfalls Angst haben, nicht durchzuhalten.

Bevor das Schweigen eingeläutet wird, dürfen wir noch unser spartanisches Kämmerchen beziehen. Abgesehen von einem Besen, einem Moskitonetz und einer dünnen Matratze, die in ihren Ausmaßen eher für 1,40 Meter große Kinder gemacht scheint, ist der Raum leer. Von Ablenkung ist hier wirklich nichts mehr zu sehen. Um uns diese auch nicht anderweitig holen zu können, müssen wir noch all unsere technischen Geräte, Pässe und Geldbeutel abgeben – die erste Lektion zur Findung des persönlichen Glücks gänzlich ohne materielle Dinge. Na ja, vielleicht auch, um potentiellen „Fluchtgedanken“ besser widerstehen zu können...

Die Dinge klar sehen

Als ich in der ersten Nacht allein in meiner Kammer liege, komme ich kaum zur Ruhe, irgendwie bin ich nervös. Da Musik hören oder Lesen nun keine Optionen mehr sind, denke ich über das nach, was mir hier nun bevorsteht. Was genau sollen wir hier eigentlich erkennen?

Das Vipassana, auch „Clear-seeing“ genannt, soll ein Weg sein, unsere Erfahrungen frei von jeglicher persönlichen Anhaftung zu erleben, da dies als die Wurzel allen Leidens gilt. Wenn wir die Dinge „klar sehen“ – so, wie sie sind – beginnen wir, unsere Erfahrungen weniger persönlich zu nehmen und zu verstehen, dass wir nicht die Mitte des Univer-





sums sind, um die sich alles dreht. Selbst unsere Gedanken, Überzeugungen, Sorgen und Ängste – all das, von dem wir denken, es mache unsere Identität aus – ist nur temporär.

Aus diesem Grund sollen wir in den kommenden Meditationen lernen, die Dinge, Gedanken und Gefühle in und um uns herum einfach nur wahrzunehmen, ohne sie zu bewerten, um sie dann wieder ziehen zu lassen. Indem wir uns loslösen von dem immerwährenden Drang des Hinterfragens und Verstehens, erschaffen wir einen Raum des Friedens. In ihn einzutreten bedeutet, die Dinge so zu akzeptieren, wie sie sind und so innere Zufriedenheit und Glück zu erlangen, unabhängig von äußeren Bedingungen und von dauerhaftem Bestand.

Die Regeln im Kloster sind streng und ich versuche mein Bestes zu geben. Resultat davon ist eine ständige Mattigkeit und Erschöpfung – körperlicher, aber vor allem geistiger Natur. Beinahe jede Pause nutze ich zum Dösen. Besonders nach dem Mittag habe ich mein absolutes Tief. Mein Geist braucht jetzt definitiv eine Pause – ironisch, wo es doch beim Meditieren darum gehen soll, abzuschalten, nicht nachzudenken und den Fokus nach innen zu richten. Leichter gesagt als getan, wenn man den eigenen Gedanken immer wieder Einhalt gebieten muss. Sie lassen sich einfach nicht stoppen, schwirren meist unkontrolliert umher – wo ist nur der Knopf zum Abschalten?! Nur ab und zu halten sie für einige Sekunden inne und ich kann das Hier und Jetzt in angenehmer Stille genießen. Dennoch: Noch fühlt es sich weitaus vertrauter und weniger anstrengend an, die Außenwelt ohne selbsterrichtete mentale Schranken auf sich einströmen zu lassen.

Während alldem sollen wir so wenig Kontakt wie möglich zu den anderen Teilnehmern aufnehmen. Sprechen ist ja ohnehin verboten, aber auch Augenkontakt soll vermieden werden. Zu Beginn fühlt sich diese Selbst-Isolierung inmitten so vieler Menschen fremd und eigenartig an. Mit der Zeit wird sie jedoch vertraut, ja beinahe befreiend, denn mir wird bewusst, dass einfach jeder auf sich selbst bedacht und in sich gekehrt ist, ohne

seine Umwelt zu verurteilen. In gewisser Weise ist es ein sehr beruhigender Gedanke zu wissen, dass nichts „meinetwegen“ geschieht. Und dennoch habe ich nach einigen Tagen das Gefühl, diese Menschen um mich herum langsam kennenzulernen, ihr Wesen zu spüren. Sie werden mir immer vertrauter.

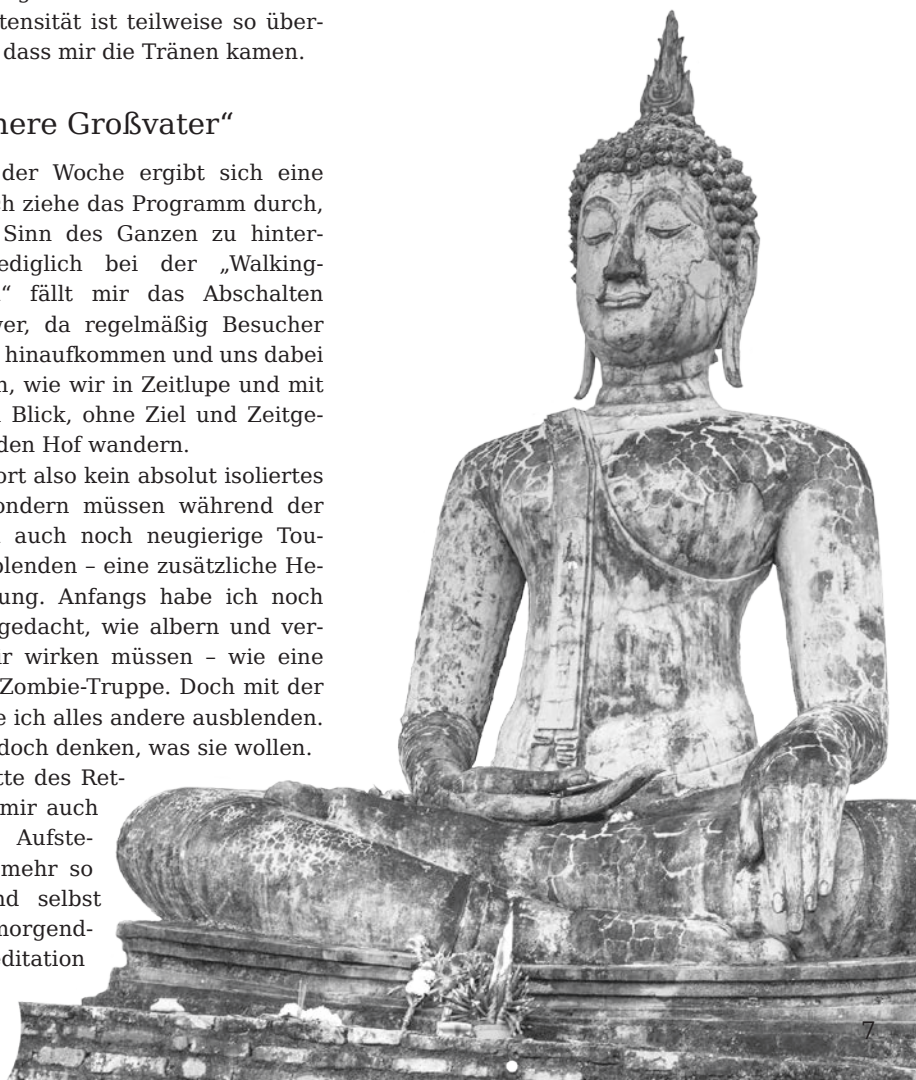
Besonders intensiv ist zu Beginn die „Loving-Kindness-Meditation“: Sie beruht auf der inneren Vorstellungskraft, die Bilder generiert, aus denen man selbst Energie schöpfen, diese zum Fließen bringen und aussenden kann. Zunächst stellt man sich dabei ein Licht, ausgehend vom eigenen Herzen, vor, das dann in den gesamten Körper ausstrahlt. Dieses warme Licht ist ein Inbegriff von Liebe, Zufriedenheit, Glück und Ruhe. Wir senden Vergebung aus dem Inneren unseres Herzens in die ganze Welt hinaus, auch an diejenigen, die unsere persönlichen Antagonisten darstellen. Diese positive Intensität ist teilweise so überwältigend, dass mir die Tränen kamen.

Der „innere Großvater“

Im Laufe der Woche ergibt sich eine Routine. Ich ziehe das Programm durch, ohne den Sinn des Ganzen zu hinterfragen. Lediglich bei der „Walking-Meditation“ fällt mir das Abschalten noch schwer, da regelmäßig Besucher zur Anlage hinaufkommen und uns dabei beobachten, wie wir in Zeitlupe und mit verklärtem Blick, ohne Ziel und Zeitgefühl, über den Hof wandern.

Wir sind dort also kein absolut isoliertes System, sondern müssen während der Meditation auch noch neugierige Touristen ausblenden – eine zusätzliche Herausforderung. Anfangs habe ich noch beschämt gedacht, wie albern und verstörend wir wirken müssen – wie eine willenlose Zombie-Truppe. Doch mit der Zeit konnte ich alles andere ausblenden. Sollen die doch denken, was sie wollen. Ab der Mitte des Retreats fällt mir auch das frühe Aufstehen nicht mehr so schwer und selbst die erste morgendliche Meditation

gelingt mir, ohne dass ich in regelmäßigen Abständen benommen aus dem Sekundenschlaf hochschrecke. Generell fühle ich mich irgendwie wacher und stärker, auch die Rückenschmerzen sind weniger geworden. Stattdessen fühle ich, wie meine Rückenmuskeln immer resistenter werden und meine Haltung sich verbessert. Außerdem kann mein Geist plötzlich die kleinste Verspannung lokalisieren und „ziehen lassen“. Es scheint, als bräuchte mein Körper immer weniger Schlaf, was auch daran liegen könnte, dass meine Augen den halben Tag lang geschlossen sind und ich zwischendurch immer wieder eindöse – aber natürlich auch an der Reinigung des Geistes. Es kehrt immer mehr Ruhe ein, ich beginne innerlich abzuschalten und entwickle ein aufmerksameres Bewusstsein für meine Umgebung, Gedanken, Taten und Gefühle. >>weiter auf Seite 8





Eines meiner interessantesten Erlebnisse in diesem Zusammenhang ist, dass sich so etwas wie ein neues Bewusstsein in mir entwickelt: Es ist fast so, als sei ein noch unbekannter, reifer Geist erwacht, der die Welt im Ganzen sieht und versteht – mein „innerer Großvater“, wie ich ihn nenne. Er belächelt das Spiel namens „Leben“ nur wissend und sorgt dafür, dass mein allzeit aufgedrehtes „inneres Kind“ und mein analytisches Bewusstsein wieder Ruhe geben, wenn sie sich während der Meditation ungebeten melden.

Die wohl intensivsten Erfahrungen habe ich während der „Walking-Meditation“ – durch das rhythmische Bewegen und Atmen stellt sich der Gedankenstrom zu einem ruhigen, kontrollierbaren Hintergrundgebrabbel ein, bis irgendwann Stille herrscht und ich mich plötzlich extrem präsent fühle. In diesem Zustand kommen mir meist spontane Lebenserkenntnisse, alle Geräusche sind auf einmal extrem intensiv und meine Umgebung erstrahlt in leuchtenden Farben, als ob alle Sinne geschärft sind. Langsam beginne ich, die buddhistischen Lehren anzunehmen und die Dinge um mich herum nicht mehr persönlich zu nehmen und sie schlicht zu akzeptieren.

„Frei“ oder frei sein?

Zum Ende hin verflüchtigen sich jedoch meine neu gewonnenen Erkenntnisse und die innere Ruhe langsam wieder. Die Realität beginnt mich einzuholen. Ich kann die Gedanken, die sich mit der Planung meiner Zukunft beschäftigen, kaum noch unterdrücken. Als der letzte Tag gekommen ist, bin ich einfach nur froh, dass es endlich vorbei ist.

Beinah hätte ich gesagt: Ich bin wieder „frei“, doch das kommt der Wahrheit eigentlich nicht nahe. Denn so frei wie hier war ich in gewisser Weise wohl noch nie. Dieses Retreat war der ideale Abschluss meiner Reise, ein Crashkurs in Selbstkonfrontation und Erkenntnisgewinnung.

Doch der Drang weiterzuziehen, aktiv zu sein und meine Gedanken wieder natürlich in Worte fassen zu dürfen, hat zum Schluss die Oberhand gewonnen. Manchmal ist es auch einfach schön, sich von dem Spiel des Lebens komplett mitreißen zu lassen. □

4:00 Der Gong ertönt... schlaftrunken wanken alle hoch zur Meditationshalle. Es folgt eine „Sitting-Meditation“, bei der die meisten noch einmal wegnicken. Dank der folgenden Yoga-Session, die unsere benommenen Geister mobilisiert, fällt uns die nächste Meditationssitzung dann schon weitaus leichter.

7:00 Endlich gibt es Frühstück: anderthalb Stunden Pause mit Kaffee zum Aufwachen, frischem Obst, Porridge und Gemüsesuppe. Gestärkt erfüllen nun danach alle ihre kleine Tagespflicht. Meine ist es, den Hof mit einem Reisisbesen zu kehren. Allein das hat schon etwas Meditatives, ziemlich zufrieden begutachte ich den sauberen Kies und die Muster darin.

8:30 Vollends erwacht und hochmotiviert geht es nun zum „Dharma-Talk“, bei dem uns der Lama, unser Lehrmeister, buddhistische Grundelemente und Meditationsanweisungen nahebringt, die wir dann direkt in der nächsten „Walking-“ und „Sitting-Meditation“ umsetzen sollen.

11:00 Es fühlt sich bereits so an, als hätte ich beinahe einen ganzen Arbeitstag hinter mir... Für zwei Stunden ist es uns nun vergönnt, uns beim Mittagessen zu stärken und unsere erschöpften Glieder niederzulegen. Danach geht das Programm genauso straff weiter.

Wir wiederholen die „Sitting-“ und „Walking-Meditations“, versuchen an die vorherige Erfahrung anzuknüpfen, erhalten nochmals einen „Dharma-Input“, bei dem der Lama diesmal schon tiefer in die Lehren des „Kleinen Wegs“ – eine der vier großen buddhistischen Strömungen – eintaucht. Mit neuem Input starten wir in die nächsten zwei Meditationssitzungen – Durchhaltevermögen ist gefordert!

17:30 Es gibt noch einmal eine kurze Getränkepause, die ich jedoch meist dazu nutze, meine gewonnenen Tageserkenntnisse niederzuschreiben. Während der zehn Tage gerate ich in einen regelrechten Schreibfluss. Mit viel mehr als meinen eigenen Gedanken und philosophischen Fragen kann ich mich ja auch nicht ablenken.

Zum Abschluss des Tages gibt es dann doch noch etwas mehr Abwechslung: eine „Mantra-Meditation“ – die täglich einzige Gelegenheit, unsere Stimmbänder zu nutzen – und eine „Loving-Kindness-Meditation“, bei der wir intensive positive Gefühle und Gedanken in uns generieren und in die Welt hinaus senden.

21:30 Es endet die letzte „Sitting-Meditation“, die ich nur selten noch aufrecht sitzend durchhalte. Am Ende jeden Tages sind das damit zwölf Stunden reine Meditationszeit, die wahre Disziplin und Geduld erfordern.



Der gehobene Zeigefinger

Wie kann man dem sogenannten Alltagsrassismus begegnen, ohne selbst in pauschale Urteile und besserwisserische Zurechtweisungen zu verfallen? Eine Kolumne aus der hallischen Studierendenschaftszeitschrift *hastuzeit*.

von Sascha Kodytek

Er hat nichts gegen Schwarze, sagt er. Dass er mit ihnen, mit den Schwarzen, im Baucontainer sogar Bier getrunken habe, sagt er. Aber, sagt er, wer sich an unser Land nicht anpasst, der ist unangenehm, gehört hier nicht hin.

Vor mir steht ein Mann, der das Wort „Kanake“ mit der gleichen Unschuld über die Lippen bringt, mit der er auch über „Zigeuner“ und „Polacken“ spricht. Viele meiner Mitstudenten und Freunde hätten sich deshalb vor Empörung mittlerweile selbst entzündet. Ich aber habe beschlossen, das Gespräch zum Mitbürger zu suchen. Ein Gespräch frei von blasierten Zurechtweisungen oder einer gesondert scharfen Sprache.

Wir tauschen uns aus über die DDR, Eichenholz, Kfz-Unfälle, Spielplätze und eben über Ausländer. Wenn es um Politik geht, sprechen wir verschiedene Sprachen. Er spricht beispielsweise von „Kinderfickern“, ich nicht. Dabei wird mir klar, wie leicht ich die praktischen Gedanken dieses Mannes aus meiner politischen Borniertheit heraus hinweg gewischt hätte. Hören wir ihm zu: „Wenn die Kanaken bis tief in die Nacht laut sind, weil das bei denen so normal ist, und wenn die Hausflure voll sind mit Kinderwägen, Dreck und Müll, dann will da doch keiner mehr leben.“

Er hat erlebt, wie die einst heiß begehrten DDR-Plattenbausiedlungen seiner Kindheit zu heruntergekommenen Vierteln mit hohem Migrationsanteil wurden, in denen einige Menschen sich nicht mehr wohl fühlen. Die Frage, ob sich das Erzählte dann nun auf alle „Kanaken“ verallgemeinern lässt, oder eben nicht, wird dabei akademisch. Seine Welt, die Welt, die er begreifen muss, endet an

der Stadtgrenze – und funktioniert ohne moralische Maxime oder feine Theoreme. Er beschreibt Verhalten, beschreibt Szenen, die sich in seinem Alltag abgespielt haben und zieht daraus Schlüsse. Mir leuchtet das ein, auch wenn er zu dem Schluss kommt, es sei eben schwierig mit Ausländern zu leben, weil die so ausländisch sind. Wenn er sagt, „Ich habe nichts gegen XY, aber“, öffnet sich in ihm ein Widerspruch, für den er nicht verspottet werden sollte. Er hat in seinem Leben vorrangig schlechte Erfahrungen mit Ausländern gemacht. Er hat mehr Probleme mit Farbigen gehabt als schöne Momente mit ihnen geteilt und doch erzählt die gesellschaftliche Intelligenz ihm, was völlig praxisfern ist: Urteile nicht über deinen Nächsten, habe keine Vorurteile. Wie soll er dem gerecht werden, ohne ein „Aber“?

Es mag gut sein, über die Funktionsweise von Vorurteilen und Rassismus aufzuklären; es mag vielleicht sogar helfen zu zeigen, dass seine Wahrnehmung – sein Schließen vom Einzelfall aufs Allgemeine – ihn täuscht, aber ist es praxisnah?

Kann ein begründetes „Die Dinge sind nicht so, wie du sie siehst“ die Gefühle erwürgen, die sich regen, wenn die Türken im dritten Stock nachts halb zwei Rabatz machen?

Für viele Beobachter schien es obskur, dass gerade in Sachsen, wo der Ausländeranteil so niedrig ist, wo so wenige Muslime

leben, der Hass gegen beide Gruppen so stark aufflammte. Man erheiterte sich darüber, dass in Großbritannien gerade die Regionen für einen Brexit, für einen Migrationsstopp stimmten, die kaum Migranten haben.

Dabei wird doch gerade so ein Schuh daraus: Wo der Austausch fehlt, wo im Alltag ein schlechter, nie aber ein angenehmer Eindruck entsteht, da liegt der Schluss doch nah, da muss er doch folgen, dass das Zusammenleben mit Ausländern schwierig ist.

Was hingegen in weiter Ferne liegt, ist der Entschluss, all jene, die Migranten kritisch gegenüber stehen, als verkommene Menschen abzustempeln und zu verurteilen. Rassist wird man eben auch unfreiwillig. □

*Sascha Kodytek ist Redakteur der hallischen Studierendenschaftszeitschrift *hastuzeit* der Martin-Luther-Universität. Dieser Artikel erschien zuerst in *hastuzeit* Nr. 73.*





„Es geht ums Wesentliche: Essen und Wohnen“

Warum tauscht jemand seine Jenaer Wohnung gegen ein renovierungsbedürftiges Gehöft? Das Ziel: ökologisch leben und wirtschaften. Das Mittel: Diestels Sonnengarten, eine Solidarische Landwirtschaft im Saale-Holzland-Kreis.

von Tina

Der Bauwagen, vor dem wir stehen, sieht mit seiner rotlasierten Holzverkleidung und seinen kleinen weißen Fenstern fast wie ein skandinavisches Holzhaus aus. Lutz, seine Freundin Nicole und ihre beiden Kinder wollen in ein paar Monaten zwei Bauwagen auf dem renovierungsbedürftigen Gehöft beziehen. Wir sind hier, um zu verstehen, was Lutz dazu bewegt, seine Jenaer Wohnung gegen Diestels Sonnengarten mit Blick auf die Südseite der Leuchtenburg in Schmölln, vier Kilometer von Kahla gelegen, einzutauschen. Der Sonnengarten ist eine von den gut hundert Solidarischen Landwirtschaften (SoLaWi) in Deutschland, die im Regelfall biologisch-dynamisch wirtschaften. Die Leitlinien der biologisch-dynamischen Landwirtschaft gehen auf Rudolf Steiner, den Begründer der Anthroposophie zurück. Das Ideal des später weiterentwickelten Konzeptes ist ein Kreislauf, in dem Pflanzen, Tiere und Menschen einen harmonischen Gesamtorganismus bilden, sodass umweltverträgliche und gesunde Lebensmittel produziert werden. Heute ist ein Großteil der biologisch-dynamischen Betriebe in Deutschlands drittgrößtem Bioanbauverband Demeter organisiert. Dabei verpflichtet sich eine Gruppe privater Abnehmer gegenüber einem landwirtschaftlichen Betrieb, dessen Ernte ein Jahr lang mit einem festen monatlichen Betrag zu finanzieren, sodass die Betriebskosten und die Lebenshaltung der Gärtner gedeckt werden. Dafür erhalten die Abnehmer ihren Anteil an der Ernte.

Als wir auf den Hof ankommen, winkt uns der Gründer Sebastian euphorisch zu. Barfuß, mit breitem Strohhut auf dem Kopf, steht er vor der Eingangstür und streckt uns freundlich seine erdige Hand zur Begrüßung entgegen. Welche Herausforderungen der Aufbau einer SoLaWi mit sich bringt, erklärt uns der 38-Jährige, der zusammen mit seiner Freundin Liona den Sonnengarten bewirtschaftet. Nach der gemeinsamen Gärtnerausbildung auf einem Demeter-Betrieb planten Sebastian und ein Freund aus der Ausbildungszeit eine Reiseroute durch den Reinstädter Grund, von Kahla bis Lengefeld, um einen eigenen Hof zu finden – „nah an den Städten, um ein Potenzial an Abnehmern in der Umgebung zu haben“, erklärt Sebastian. Schließlich stießen sie auf den Hof in Schmölln. Nach langen Verhandlungen über den Kaufpreis und dank Unterstützung ihrer Eltern konnten die beiden den Hof samt 14 Hektar Landflächen erwerben. Für selbstverständlich hält Sebastian die Hilfe seiner Eltern nicht: „Es war absolut wichtig, meine Familie hinter dem Vorhaben zu haben. Meine Mutter und meine Oma waren froh, dass ich überhaupt etwas gemacht habe. Vor der Ausbildung habe ich nicht viel getan, mal kurz studiert und gemerkt: Das ist nicht meine Form zu lernen.“ Dann habe er ziemlich viel auf Partys in Leipzig rumgehungen, hauptsächlich Hunde gesittet, ein bisschen auf der faulen Haut gesessen. „Als ich 28 war, habe ich überlegt: Was willst du mit der restlichen Inkarnation eigentlich anfangen?“ Da kam dann der familiäre Hintergrund ins Spiel: „In

unserer Familie wurde schon immer in der Erde gewühlt.“

Wir gehen die Treppe hinauf in unsere Gästezimmer, lassen das von Sebastian Erzählte sacken. Im ersten Stock des Bauernhauses gibt es viele Räume, die meisten noch gar nicht eingerichtet oder voller Gerümpel. Nur unsere Gästezimmer sind schon wohnlich ausgestattet, mit Betten, Bücherregal und Schreibtisch. Auf der Etage gibt es auch ein eingerichtetes Bad – allerdings fehlt noch der Wasseranschluss. Nach der kurzen Pause gehen wir herunter; Sebastian bringt uns zu Ellen, der ersten Abnehmerin in Schmölln.

„Die Idee unterstützen“

Wir sitzen der liebenswürdigen Frau, die eine große Begeisterung ausstrahlt, auf ihrer Terrasse gegenüber. Seit Ellen die Lebensmittel von Liona und Sebastian bezieht, konnte sie ihren kulinarischen Horizont erweitern: „Was wir früher Unkraut nannten, das kommt heute in den Smoothie.“ Sie lernte Pastinaken, Bischofsmütze und Yamswurzel zuzubereiten. Im Gegensatz zu der vielfältigen Auswahl im Sommer müssen sich die Abnehmer in der kälteren Jahreszeit häufig mit eingelagertem Gemüse begnügen. „Im Winter würde man rein rechnerisch im Supermarkt mehr für sein Geld bekommen,“ so Ellen, „aber das ist die Solidargemeinschaft. Wir zahlen immer die gleiche Summe, weil wir die Idee unterstützen.“

Am nächsten Morgen gegen sieben sollen wir uns mit Sebastian zur Ernte tref-



Eindrücke von Diestels Sonnengarten





fen. Es hat die ganze Nacht geregnet und es ist relativ kühl. Wir raffen uns auf, nehmen Diktiergerät und Fotoapparat mit, laufen über den Schmöllner Dorfanger zu den Anbauflächen und suchen dort den Gärtner. Sebastian steht schon mit Gummistiefeln und Regenjacke bekleidet auf dem matschigen Feld. Er erklärt uns geduldig, wie der Mangold von unten zu packen und anschließend abzureißen ist. Wir tragen Turnschuhe und spüren, wie unsere Füße langsam nass werden.

Während der Ernte erzählt uns Sebastian über seine Abnehmer. Ellen als direkte Abnehmerin im Dorf ist eine Ausnahme. Die Abnehmergruppen in Weimar, Jena und Erfurt sind ganz unterschiedlich organisiert. „Die Erfurter Abnehmer sind phänomenal,“ sagt Sebastian, dabei huscht ein Lächeln über sein sonnengegerbtes Gesicht, „seit sechs Jahren haben sie wechselnde Abholorte.“ Momentan kann das Gemüse im Sommer im Interkulturellen Garten Erfurt und im Winter in einem Hausflur abgeholt werden. Im Hausflur ist die Abholung nur von fünf bis sechs möglich, daher kommen die Abnehmer miteinander in Kontakt: Sie telefonieren miteinander und der eine bringt dem anderen seine Portion mit. In Weimar gibt es zwei Abholorte, einer davon befindet sich in einem hübsch

eingerichteten, mit Regalen ausgestatteten Keller in einem Privathaus. In den Weimarer Kellern sind unabhängig von der SoLaWi einige Initiativen entstanden: Food-Sharing, Kleidertauschcke, eine Einkaufsgemeinschaft für Lebensmittel. „Es gibt da auch jemanden, der tierisch gerne Dinkelcroissants bäckt, die in den Keller legt, ein Spendenglas daneben hinstellt und jeder kann nehmen und geben, so viel er will,“ erzählt Sebastian anerkennend. In Jena mieten die beiden Abnehmergruppen einen Kellerraum im Saalbahnhof.

Höhen und Tiefen

Wir unterbrechen Sebastian und erinnern ihn daran, dass er noch zu den Tomaten muss. Also geht er noch schnell zu den Folientunneln und sammelt dort behände die Hofsorte Ruth mit den kleinen Spitzen ein. Die Tomaten sind normalerweise größer. Nach der Pflanzung gab es nicht genug Wasser, um die Tomaten zu gießen. Bei der Wasserversorgung sind die Hofbewohner auf eine Zisterne und einen Brunnen angewiesen – wenn es lange nicht regnet, dann gibt es ein Wasserversorgungsproblem hier oben auf dem Feld. Es muss zur Bewässerung der Tomaten ein 1.000-Liter-Tank gefüllt und mit dem Traktor hochgefahren werden. Das nimmt fast einen

ganzen Arbeitstag in Anspruch, schiebt Sebastian erklärend ein, bevor er mit der Organisation der Abnehmerkreise fortfährt: „In Erfurt wuchs die Zahl der Abnehmer zunächst rasant, jede Woche kamen neue Erfurter dazu, dann brach die Abnehmerzahl plötzlich wieder ein. Damals wurde die Abnehmerschaft falsch angepriesen: Einige der Abnehmer haben bei Interessierten, die dann selbst zu Abnehmern wurden, falsche Erwartungen geweckt.“ SoLaWi bedeutet nicht, dass sich jeder so viel nehmen kann, wie er will. „Statt zu fragen, was man selbst will, muss man fragen: Was lasse ich den anderen da?“

Mittlerweile sind wir bei der Petersilie angekommen, die, umgeben von viel Beikraut, auf dem Feld steht. Wir schneiden sie und legen sie in die grüne Gemüsebox. Die Abnehmer lernen nicht nur die eigenen Bedürfnisse und die der anderen in ein ausgewogenes Verhältnis zu setzen, sondern auch Mengen abzuschätzen. „Es gibt keine Abholstation, die eine Waage hat“, sagt Sebastian stolz.

Wir gehen zurück, vorbei an den verschiedenen kleinen Sträuchern, die das Buschwerk bilden, das den Sonnengarten von den Anbauflächen des kommerziellen Maisbauern trennt. Sehen dabei Ringelblumen und violettes Büschelschön blühen, die als Bienenweide



Lernen kann man überall. Entdecke Kompetenz und Vielfalt.

- aktuelle Fachbücher
- passende Studienliteratur
- große Auswahl
- bester Service
- und vieles mehr ...

Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia
„Neue Mitte Jena“ | Leutragraben 1 | 07743 Jena
Tel. 03641 4546-0 | thalia.jena-neuemitte@thalia.de



fungieren. Sebastian sammelt auf dem Weg flink weißen Patisson – auf den intensiven Geschmack des Kürbisses ist er besonders stolz. Schließlich kehren wir auf den Hof zurück.

Die erwartete Solidarität ist nicht nur darauf beschränkt, die Lebensmittel verbindlich abzuholen und den Gemüseanbau vorzufinanzieren, sondern fordert von den Abnehmern auch, sich an der anfallenden Arbeit zu beteiligen. Manche SoLaWi-Betriebe vereinbaren vertraglich, wie viele Stunden ihre Abnehmer selbst auf dem Feld stehen müssen, andernfalls verlangen einige einen finanziellen Ausgleich für die nicht erbrachte Arbeitsleistung. Mehr helfende Hände könnte er schon gebrauchen, gibt Sebastian, der momentan ein Zehntel der gesamten Nutzfläche alleine bewirtschaftet, am Abend zu – aber er sei nicht der Typ, der die Leute auf so eine Art zur Mithilfe bewegen will. Er weiß, dass Menschen in der Stadt ihren eigenen Rhythmus haben. Die Erfurter wohnen weit weg, das studentische Leben in Jena erfordert auch einige Zeit.

Wir wundern uns, dass Studenten bereit sind, sich für ein Jahr an den Sonnengarten zu binden. Sebastian kennt die Problematik. Ungebundenheit ist für ihn ein Phänomen des Zeitgeistes: „Die Leute wollen frei sein, bereit, um jederzeit eine bessere Gelegenheit ergreifen zu können.“ – ein Zustand, in dem man sich schlecht mit einer SoLaWi verbinden kann. Sebastian spürt aber auch die Gegenbewegung, den Wunsch der Menschen nach mehr Verbindlichkeit.

Global denken, lokal handeln

Eine ganz junge Bewegung, beschränkt auf deutsche Keller, ist die SoLaWi allerdings nicht: Schon Mitte der 80er Jahre wurde in den USA so genannte CSA (community-supplied agriculture) betrieben. Als Vorreiter der amerikanischen Bewegung gilt der biologisch-dynamische Landwirt Trauger Groh. Unabhängig davon entstanden in Japan schon Mitte der 60er die sogenannten „Teikeis“ (sinngemäß: „Essen mit dem Gesicht des Bauern darauf“), gegründet von Frauen

aus Sorge um die Qualität der Milch. Heute beziehen geschätzt ein Viertel aller japanischen Haushalte Lebensmittel von einer Teikei.

Am nächsten Tag finden wir Zeit, uns mit der hochschwangeren Liona zu unterhalten. Wir sitzen mit der 28-Jährigen in der Essecke des großen Raumes, wo schon die Anfänge der zukünftigen Küche stehen. Dort spielt Marina, die kleine Tochter der beiden, mit Bauklötzen. Liona lernte Sebastian in ihrer Ausbildungszeit kennen. 2014 ist sie auf den Hof gezogen. Die Umstellung war groß, sagt sie. Vorher arbeitete die gelernte Gärtnerin in einem straff organisierten Betrieb, während hier die Gemüsebauern auf sich gestellt sind, nicht im Tagesbetrieb mitlaufen können, sondern sich ihre eigenen Strukturen schaffen müssen.

„Belastend ist es definitiv, wenn man jeden Tag diesen so kaputten Hof sieht. Es gibt hier einen Berg an Dingen, die noch getan werden müssen. Wir haben noch kein Badezimmer und keine Dusche. Das ist anstrengend, aber wir können dafür alles nach unseren Bedürfnissen gestalten. Das Leben hier ist rustikal, ich glaube, das kann nicht jeder aushalten. Luxuscamping sozusagen“, sagt sie mit einem Lächeln. Zu Beginn war es für Liona nicht einfach, sich auf den Hof einzufügen. Sebastian und sein Hof-Mitgründer waren schon ein eingespieltes Team, erzählt Liona, und sie kam dazu. „Da hat es ganz schön geknallt“, erklärt sie – letztlich blieb Liona. Trotz der zwischenmenschlichen Herausforderungen freut sich Liona schon auf Lutz, Nicole und deren Sohn und Tochter. Das Paar war

schon auf den Hof bei einer Fahrradtour aufmerksam geworden. Damals stand er noch leer, alles war überwuchert. Die beiden haderten mit sich, entschlossen sich letztendlich gegen den Kauf des Gehöfts. Über eine Bekannte kamen sie schließlich zum Hof zurück.

Heute finden wir den hochgewachsenen und etwas hager aussehenden 37-jährigen Lutz am Bauwagen. Er ist gerade dabei, eine Schultüte für seinen Sohn zu gestalten, unterbricht aber kurz für uns und erzählt wie es ihn nach Schmölln verschlagen hat: „Schon lange wollten Nicole und ich aus der Stadt raus“, erklärt er ohne Umschweife. Jahrelang habe er in einem klassischen studentischen Umfeld gesteckt, eine Doktorarbeit angefangen, verschiedene Jobs gemacht: Aushilfe in einem Waldkindergarten, Bauarbeiter, Lektor... Das akademische Leben hat er als Sackgasse empfunden. „Das Leben in Schmölln ist kein klassischer Hippie-Aussteiger-Traum im Sinne von ausgehängten Klotüren, es geht vielmehr ums Wesentliche: Wohnen und Essen.“

Lutz fährt uns mit seinem Auto zum Zug nach Kahla. Ich steige am Bahnhof in Göschwitz aus und laufe zu meiner Wohnung. Meine vom Feld schlammigen Schuhe stelle ich auf den Balkon, schaue noch kurz auf die Leuchtenburg, die eben vom Sonnengarten aus noch so nah schien und hier nur noch anhand ihrer Konturen zu erahnen ist – und freue mich schon auf eine warme Dusche. □



5 Vorstellungen deiner Wahl für nur 25 €*

Das Jugend- und Studenten-Abo



Abos und Infos
im Theater:

Gera
Theaterplatz 1
07548 Gera
Telefon 0365 8279105

Altenburg
Theaterplatz 19
04600 Altenburg
Telefon 03447 585160

kasse@tpthueringen.de



Theater&Philharmonie Thüringen
www.tpthueringen.de

*ausgenommen sind Gastspiele und
Sonderveranstaltungen und
Vorstellungen der TheaterFABRIK
und des JugendTheARTerWelt e. V.;
nur solange freie Plätze verfügbar



WeitBlick

memorique

Von der bilateralen Verständigung zum Dialog über Geschichte in Europa?

Das deutsch-polnische Projekt eines gemeinsamen Geschichtsschulbuchs soll nicht nur die binationale Verständigung, sondern auch gesamteuropäische Perspektiven vertiefen.

von Christiane Brandau

Wer seit dem Sommer mitverfolgt hat, wie Politik und Medien in Polen sich mit der Frage deutscher Reparationszahlungen an Polen beschäftigten, der mag er-messen, welches Konfliktpotential noch heute in der deutsch-polnischen Ge-schichte liegt. Problematisch wird der Dialog über historische Fragen dort, wo Unkenntnis zum Tragen kommt, obwohl Empathie gefordert wäre. Mangelndes oder unvollständiges Wissen über den Nachbarn im Osten ist in Deutschland jedoch keine Seltenheit und führt zu teils ernsthaften Irritationen. Ein prominentes Beispiel ist die aus dem Besatzungs-kontext herausgerissene, verkürzte und damit ahistorische und verzerrende Darstellung der polnischen Untergrun-darmee im TV-Dreiteiler *Unsere Mütter*,

unsere Väter: Sie reduzierte polnischen Widerstand gegen die NS-Besatzung auf einen Haufen wilder Antisemiten in den Wäldern und wurde in Polen mit entspre-chender Entrüstung aufgenommen.

Weniger schlagzeilentauglich – folgt man der Devise, gute Nachrichten seien keine Nachrichten –, dafür umso bemerkens-werter sind Austauschforen und Projek-te, in denen deutsche und polnische His-torikerinnen und Historiker seit langem bewährt zusammenarbeiten, um das Geschichtsverständnis in beiden Gesell-schaften voranzubringen. Eine hervor-gehobene Rolle spielt das geschichtsdi-daktische Gemeinschaftsprojekt *Europa – Unsere Geschichte*. Unter diesem Titel erscheint bis 2020 erstmals eine identi-sche, von einem binationalen Team paral-lel in deutscher und polnischer Sprache

entwickelte vierbändige Schulbuchreihe zur europäischen Geschichte von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart; die ersten beiden Bände liegen bereits vor. Vorgesehen sind sie für den regu-lären Einsatz in der Sekundarstufe I in Deutschland und der entsprechenden Schulstufe in Polen. Begleitet wird die Publikation der Bände durch Lehrerfort-bildungen sowie an eine breitere Öffent-lichkeit gerichtete Präsentationen, die das Schulbuchprojekt und seine ideellen Ziele bekannter machen und die Imple-mentierung an Schulen beiderseits der Oder befördern sollen.

Der Gedanke an ein deutsch-polnisches Geschichtsbuchprojekt mag nahegele-gen haben, nachdem 2006 der erste Band des deutsch-französischen Oberstufen-lehrwerks *Histoire/Geschichte* erschie-



nen war. Geäußert hat ihn erstmals der damalige Bundesaußenminister Steinmeier, der bald in seinem polnischen Amtskollegen einen Verbündeten fand. Heute sichert der Steuerungsrat dem Projekt als eine Art Kuratorium die Finanzierung und kontinuierliche politische Unterstützung. Er setzt sich zusammen aus Vertretern des Auswärtigen Amts, des federführenden Bundeslandes Brandenburg und der Kultusministerkonferenz, deren polnischen Counterparts sowie Historikern beider Länder. Inhaltlich wie ideell steht das Projekt jedoch auf einer festen zivilgesellschaftlichen Basis: Den Grundstein bilden die Arbeiten der Gemeinsamen Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission, in der sich Historiker und Geographen seit 1972 für eine sachgerechte und angemessene Repräsentation des Nachbarn in den beiderseitigen Geschichtsbüchern einsetzen und so die deutsch-polnische Verständigung vorantreiben. Für das Schulbuchprojekt richtete die Kommission einen Expertenrat ein, der ein umfassendes Konzept erarbeitete und sich auch heute als wichtiges Beratungsgremium am Projekt beteiligt.

Aufwendige Expertenarbeit

Seit 2012 arbeitet der polnische Verlag Wydawnictwa Szkolne i Pedagogiczne gemeinsam mit dem deutschen Eduversum an der konkreten Ausarbeitung der Schulbuchreihe. Zur Seite stehen ihnen neben dem Expertenrat die wissenschaftlich koordinierenden Institutionen *Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung* und das *Zentrum für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften*. Jeder einzelne Beitrag wird von einem Autorenduo aus Deutschland und Polen erstellt, durch Epochenexperten und Fachdidaktiker aus dem Expertenrat kommentiert und von den Verlagen in Kooperation mit den wissenschaftlichen Koordinatoren beider Seiten redigiert. Allein die in jedem Schritt fälligen Übersetzungen und Rückübersetzungen erfordern erheblichen Aufwand: Vom Start bis zur Fertigstellung von Band 1 etwa vergingen vier Jahre, während derer sich die Redaktionen im Schnitt ein

Mal im Monat in Warschau oder Wiesbaden trafen und in wöchentlichen Telefonkonferenzen sicherstellten, dass die laufenden Arbeiten immer genau aufeinander abgestimmt sind. Hinzu kommen noch Treffen mit Autoren oder Gremien.

Das Beste aus zwei Welten

Den Rahmen für die Arbeiten markieren die 16 Geschichtslehrpläne der Bundesländer sowie der polnische Lehrplan, die Inhalte und Lernziele abstecken. Daraus ergibt sich die überaus anspruchsvolle Aufgabe, Kompromisse zwischen zwei



didaktischen Kulturen zu finden – dem vorrangig auf Kompetenzerwerb zielenden, exemplarisch arbeitenden deutschen Ansatz sowie dem stärker auf die Erarbeitung fester, auch detailreicher Wissensbestände gerichteten polnischen Ansatz. Positiv gewendet wird dabei das Beste aus zwei Welten sinnvoll kombiniert. Richtschnur für die Ausgestaltung des Lernstoffes ist das durch den Expertenrat formulierte didaktische Konzept.

Dessen transnationale Ausrichtung ist im deutschen wie im polnischen Vergleich innovativ: Dem deutschen Publikum wird die europäische Geschichte erstmals im Sinne einer „Osterweiterung“ des historischen Gedächtnisses aus einer nicht-westlichen Perspektive nähergebracht – und vice versa. Dabei betreibt *Europa – Unsere Geschichte* keine spezialisierende Engführung – es entsteht also kein Geschichtsbuch zu den deutsch-polnischen Beziehungen –, sondern erweitert den Blick auf die europäische Weltgeschichte um transnationale Zugänge. Strukturgebend sind die didaktischen Prinzipien der Multiperspektivität und Kontroversität. Auf altersgerechte Weise wird Schülern vermittelt, dass unser Urteil über die Geschichte und das Bild, das wir von dieser zeichnen, abhängig sind von unserem Standpunkt und den Fragestellungen, die wir an die historische Materie herantragen. Die Jugendlichen setzen sich mit der Diversität historischer Erfahrungen in Europa auseinander und erfahren, dass verschiedene Ereignisse in der Alltagskultur der beiden Länder als sinnstiftend tradiert und dieselben Ereignisse je nach Standpunkt ganz unterschiedlich auf die Gegenwart bezogen werden. Sie sollen dabei befähigt werden, zu eigenen sachgerechten Urteilen zu kommen, ihren Blick auf die Geschichte zu reflektieren und darüber in Dialog zu treten – nicht nur, aber auch ganz konkret dort, wo etwa im Schüleraustausch historische Fragen berührt werden. Auf diese Weise möchte *Europa – Unsere Geschichte* einen Beitrag leisten zur besseren Verständigung zwischen Deutschen und Polen – in Weiterführung des Austauschgedankens aber ebenso zwischen Deutschen, Polen und weiteren Partnern innerhalb und außerhalb Europas. □

Christiane Brandau

wirkt am Georg-Eckert-Institut am deutsch-polnischen Projekt eines gemeinsamen Geschichtsbuchs mit. Sie ist seit 2004 beruflich im deutsch-polnischen Austausch tätig, mit Stationen u. a. bei der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, dem Auswärtigen Amt und dem DAAD.

Kontakt: brandau@gei.de

Rezension

Wie Länder arm gerechnet werden

Die Armut von Ländern ist nicht nur eine wirtschaftliche Frage, sondern auch eine Frage der Bewertung durch andere Volkswirtschaften. Das Buch *Die Welt neu bewerten* zeigt, wie nötig eine alternative Praxis zum Bruttoinlandsprodukt ist.

von Martin

Welchen Wert hat ein Gemeinwesen? Diese Frage ist zentral für die Entstehung und Verteilung von Wohlstand und Armut. Wesentlich für die ökonomische Entwicklung und Prosperität eines Landes bzw. Gemeinwesens ist seine Bewertung durch andere Länder und durch Institutionen wie UN, Weltbank oder IWF – und zwar ausschließlich nach finanziellen und ökonomischen Kriterien. Wichtigster Indikator ist dabei das Bruttoinlandsprodukt (BIP): Es gibt den Wert aller Waren und Dienstleistungen an, die innerhalb eines Jahres in einem Land produziert wurden und ist damit der Gradmesser für die Leistungsfähigkeit einer Volkswirtschaft. So ist es wenig verwunderlich, dass Staaten wie die USA oder Deutschland seit Jahrzehnten das Ranking anführen und damit als die erfolgreichsten, wohlhabendsten und am weitesten entwickelten Länder der Erde angesehen werden, während Länder wie Afghanistan oder Tansania zu den Schlusslichtern gehören. Wohlstand und Lebensqualität werden damit ausschließlich anhand der Wirtschaftskraft bewertet, doch kann damit wirklich ein Land angemessen bewertet werden und welche Folgen hat die negative Bewertung für die sogenannten Entwicklungsländer?

Der Entwicklungsökonom und langjährige Kritiker des BIP Alexander Dill, geht in seinem Buch *Die Welt neu bewerten – Warum arme Länder arm bleiben und wie wir das ändern können* dieser Frage nach. So beschreibt er auf einem Streifzug durch die Geschichte der Weltbewertung nicht nur, wie das BIP und verwandte Indikatoren entstanden sind, sondern auch, welche politischen und

ökonomischen Interessen hinter ihrer Durchsetzung stehen. So beschreibt der Autor am Beispiel von Tansania – einem Land mit hoher Alphabetisierungsrate, einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 65 Jahren, einem zwar bescheidenen, aber stabilen Pro-Kopf-Einkommen und einer hohen sozialen wie politischen Stabilität – wie diese Praxis aus einem sicheren und stabilen afrikanischen Land ein scheinbar unterentwickeltes Land macht, dass weit hinter Krisen- und Kriegsländern wie Bangladesch oder Syrien liegt. Dies liegt vor allem daran, dass Tansania über eine ökonomisch „wenig produktive“ Agrargesellschaft aus Kleinbauern verfügt, die zwar einen relativ hohen Lebensstandard sichern kann, aber natürlich nicht mit den großen Industriestaaten mithält. Aus Sicht der Weltbewerter ist Tansania damit ein ökonomisches Entwicklungsland, das vor allem über Strukturreformen – wie Privatisierungen – seine Attraktivität für internationale Investoren verbessern müsse, um sich ökonomisch weiterentwickeln zu können. An diesem Beispiel wird erkennbar, dass die damit verbundene finanzielle Entwicklungshilfe traditionelle Strukturen zerstört, Kleinbauern landlos macht und den Staat zu Verschuldungen zwingt. Der Autor zeigt damit, wie über die Praxis der rein quantitativen Bewertung von Gemeinwesen wesentliche Kriterien für Lebensqualität ausgeblendet werden und Armut so erst geschaffen wird.

Dill formuliert daher in seinem Buch eine grundlegende Kritik dieser Bewertungspraxis und plädiert für eine Überwindung materieller Maßstäbe und eine andere Form der Bewertung, die auf

sozialen und qualitativen Indikatoren beruht. Wichtig seien vor allem Kriterien wie Sicherheit, Lebenszufriedenheit, sozialer Zusammenhalt oder Gastfreundschaft, die in der Lage sind, die eigentliche Lebensqualität eines Gemeinwesens jenseits ökonomischer Maßstäbe auszudrücken – leider bleibt der Autor hier eine nähere Bestimmung der „Messbarkeit“ dieser Kriterien schuldig. Außerdem wird deutlich, dass in alternativen Ranglisten wie dem World Happiness Report häufig die als solche abgestempelten Entwicklungsländer die vorderen Plätze belegen, während hier die Industrieländer über großen Nachholbedarf verfügen. Der Autor zeigt mit seinem Buch daher auf spannende und lesenswerte Weise, wie Bewertung und Armut zusammenhängen und wie letztere durch eine andere ökonomische Praxis der Weltbewertung verringert und überwunden werden könnte. □

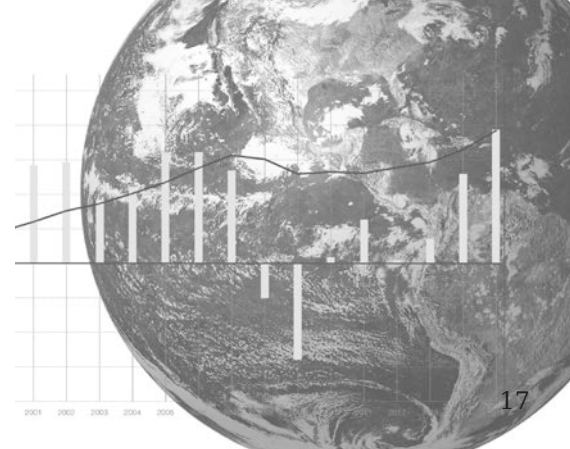
Alexander Dill:

Die Welt neu bewerten – Warum arme Länder arm bleiben und wie wir das ändern können

Oekom 2017

202 Seiten

14,95 €





Visionär der letzten Tage

Vor 100 Jahren wurde der französische Regisseur Jean-Pierre Melville geboren. Seine radikalen, melancholischen Gangsterfilme sind bis heute stilbildend.

von David

Preisfrage: Aus welchem Land kommen die einflussreichsten amerikanischen Gangsterfilme? Natürlich aus Frankreich! US-Mainstream-Regisseur Martin Scorsese, der Hongkonger Action-Spezialist John Woo und der finnische Arthouse-Filmmacher Aki Kaurismäki nennen bei der Frage, wer ihre moderne Interpretation des amerikanischen Gangsterfilms am meisten beeinflusst hat, alle den gleichen Namen: Jean-Pierre Melville.

Melville-Filme – das sind stoische, wortkarge Gangster mit Trenchcoats und Fedoras, die in US-Limousinen fahren und Nachtclubs mit Jazzprogramm frequentieren. Gangster, amerikanischer als alles, was aus den USA kommt – und doch dargestellt von urfranzösischen Stars wie Alain Delon, Jean-Paul Belmondo oder Lino Ventura.

Weltbekannt wurde Melville mit einem Zyklus von fünf Gangsterfilmen, die er ab den frühen 1960er Jahren bis zu seinem Tod 1973 inszenierte – am berühmtesten *Le samouraï* (in Deutschland: *Der eiskalte Engel*, 1967) und *Le cercle rouge* (*Vier im roten Kreis*, 1970). Diese Filme zeugen von seiner Begeisterung für das klassische Hollywood-Kino, mit der er sich als Teenager in den 1930er Jahren bei langen Kino-Marathons angesteckt hatte – und revolutionierten dabei den Gangsterfilm. Erzählt wird immer das Gleiche: die letzten Wochen und Tage im Leben eines einsamen Gangsters, der noch einen letzten großen, aber zum Scheitern verurteilten Coup drehen will, bevor er sich schließlich selbst dem Tod stellt.

Mit rein filmischen Mitteln hat Melville so konsequent wie nur wenige Regisseure eine komplett eigene Parallelwelt erschaffen, die ausschließlich

eigenen Regeln folgt. Nominell spielen diese Filme in Frankreich, aber es ist ein stark verfremdetes, fast dystopisch anmutendes Frankreich: gefilmt in brutalen Schwarz-Weiß-Kontrasten oder in monochromatischen, trist-kalten Blau-, Grau- und Brauntönen; trostlos, regnerisch und fast komplett entvölkert; ohne echte Wohnräume, sondern nur mit kargen Absteigen oder sterilen Luxuswohnungen; mit jedem weiteren Film mehr in stilisierten Studiobauten statt an echten Schauplätzen inszeniert.

Der Einfluss des Samurais

In Melvilles Filmen gibt es keine „normalen“ Menschen, keine funktionierende Gesellschaft, sondern nur Gangster, Polizisten und Nachtclub-Personal – und alle sehen so aus, als wären sie frisch aus der New Yorker Unterwelt gekommen. Als „Meditation über die Einsamkeit“ bezeichnete der Regisseur selbst seine Werke. Melvilles Gangster sind vereinigte Figuren ohne feste menschliche Bindungen. Sie leben nur nach den ungeschriebenen Ehren- und Schweige-Codes ihres Verbrecherstandes, wohl wissend, dass diese, zu ihrem Verderben, irgendwann von einem Bekannten gebrochen werden.

In der Ära des Kalten Krieges und der Studentenrevolten wirkten Melvilles Filme wie rein ästhetische Statements aus einer anderen Welt. Das machte sie extrem schwierig und zugleich gerade auch für Filmmacher außerhalb Frankreichs sehr attraktiv. Am einflussreichsten und berühmtesten wurde *Le samouraï*. Hier kommt Melvilles Fähigkeit als purer visueller Erzähler zum Tragen: Wie der Protagonist, der ermattete

Profilkiller Jef Costello, ist der Film extrem wortkarg, mit wenig Dialogen – in den ersten zehn Minuten fällt sogar kein einziges Wort. Alles, was passiert, erklärt sich ausschließlich über die Handlungen der Figuren. *Le samourai* verrät Melvilles Begeisterung für fast meditative Momente der Entschleunigung. Mehr als klassische Action interessiert ihn das „Zwischendrin“: Jef, der regungslos auf dem Bett in seiner kargen Einzimmerwohnung liegt, langsam raucht und dem Gezwitscher seines Kanarienvogels zuhört; Jef, der ruhig einen Schlüssel seiner Dietrichsammlung nach dem anderen in

wie Walter Hills *The Driver* (1978), Michael Manns *Thief* (1981) bis hin zu *John Wick* (2013) bevölkert, ist weniger ein modernisierter Westernheld als ein Wiedergänger Jef Costellos. Im ostasiatischen und vor allem Hongkonger Actionkino findet man ab den späten 1980er Jahren den Einfluss von Melvilles rein visuellem Erzählstil, der den Zuschauer dazu herausfordert, die „Codes“ der Figuren und die „Handlung“ selber visuell zu entschlüsseln. Das Langsame und Meditative des exzentrischen Franzosen fand wiederum seinen Niederschlag im europäischen Arthouse-Kino: Erklärte

rallelwelt mit eigenen Codes; Handeln unter dem Damoklesschwert des Todes; die Unmöglichkeit normaler zwischenmenschlichen Beziehungen – das alles beschreibt nicht nur trefflich die Welt in Melvilles hyperstilisierten Gangsterfilmen, sondern eben auch die ganz reale Erfahrungswelt der Résistance.

Was in seinen Gangsterfilmen unterschwellig spürbar ist, beherrscht voll und ganz sein persönlichstes Werk, *L'armée des ombres* (*Armee im Schatten*, 1969), über die letzten Wochen im Leben einiger Résistance-Kämpfer während der deutschen Besatzung Frankreichs.



einem fremden Auto ausprobiert; Jef, der einsam durch U-Bahn-Gänge und leere Nebenstraßen schreitet; stoisch, auch im Angesicht seines eigenen Todes gelassen, nur zunehmend (lebens-)müde, ein Mann, der sich offenbar nur von Wasser und Zigaretten ernährt – ein Mysterium.

Résistance und Fatalismus

Melvilles visuelle Sprache ist zeitlos modern und universell – und beeinflusst seit über einem halben Jahrhundert jüngere Regisseure auf der ganzen Welt. Bereits Ende der 1950er Jahre wurde Melville durch sein Bestreben, ästhetisch eigensinnige Filme auch produktionstechnisch unabhängig vom Kino-Mainstream zu drehen, von den jungen Filmemacher-Rebellen der französischen Nouvelle Vague als ihr geistiger Patenonkel gefeiert. Vor allem nach *Le samourai* hinterließ seine besondere Filmästhetik auch international ihre Spuren. Das US-amerikanische Gangster-Kino arbeitet sich seit den 1970er Jahren an Melvilles Figurentypen ab: Der einsame, wortkarge und eigenbrötlerische Outlaw, der Filme

Melville-Fans wie der Finne Aki Kaurismäki oder der Deutsche Christian Petzold feiern in ihren Filmen die stillen Momente, die Entschleunigung.

So international die Ästhetik, so französisch und autobiografisch ist der Fatalismus und Pessimismus Melvilles: Geboren am 20. Oktober 1917 als Jean-Pierre Grumbach, lernte er in den 1930er Jahren als kinobegeisterter Teenager den amerikanischen Film lieben, doch der Zweite Weltkrieg unterbrach seine cineastischen Karrierepläne: Er schloss sich nach der deutschen Besatzung Frankreichs der Résistance an und nahm den Tarnnamen „Melville“ an. Ein Teil seiner Familie kam im Holocaust um, sein älterer Bruder starb als Undergroundkämpfer. Melvilles Kriegs- und Résistance-Erfahrungen prägten später seine Filme nicht weniger als seine Amerikanophilie.

Nominell drehte Melville nur drei Filme über den Zweiten Weltkrieg, de facto handeln aber auch seine Gangsterfilme atmosphärisch von der Erfahrung der Résistance: Leben, Überleben und Sterben außerhalb der „normalen“ Gesellschaft in einer hermetischen, gewalttätigen Pa-

Melvilles eigensinnige Atmosphäre findet hier eine historische Verankerung: „Normale“ Brückenbau-Ingenieure, Elektriker oder Philosophieprofessoren tauchen unter, um über verschlungene Wege Kontakte zu De Gaulles Freien Französischen Streitkräften und zur britischen Armee zu knüpfen, oder in den eigenen Reihen Verräter aufzufindig zu machen und zu ermorden. *L'armée des ombres* endet mit einem Bild des Triumphbogens, erzählt aber von einer tiefen Niederlage: Am Ende erscheint der Widerstand gegen die Nazibesatzer in seinen unmittelbaren Wirkungen als zwecklos, als Akt, der die Résistants zu Mördern und gebrochenen Menschen machte, bevor sie selbst gewalttätig umkamen. Die niederschmetternde Atmosphäre dieses Films und die unheroische Darstellung des Widerstands wurden in Frankreich mit gemischten Stimmen aufgenommen. Gefühle von Trauer und Verlust brachte Melville noch in zwei Gangsterfilmen unter, bevor er, nicht wesentlich älter, aber auf viel trivialere Weise als seine Figuren, 1973 einem Gehirnschlag erlag. □

Drei Jungfrauen und ein Krieg



Eine alte Legende, gespielt in drei Zeiten und vier Sprachen: Das Weimarer Theaterstück *Malalai – die afghanische Jungfrau von Orléans* ist ein dramaturgischer Turmbau zu Babel. Im Dialog mit Regisseur Robert Schuster und Dramaturgin Julie Paucker.

von Lara

Das Bühnenbild im E-Werk Weimar besteht aus Klang. Neben Hockern und ein paar kleineren Requisiten sind sieben große Tafeln aus Metall das Einzige auf der Bühne. Doch die durchdringende Wirkung der Geräusche, die die Schauspieler ihnen mit verschiedenen Geräten entlocken, ist eine der wenigen Konstanten im dreistündigen Stück der Theatergruppe KULA-Compagnie. *Malalai – die afghanische Jungfrau von Orléans* ist komplex: Schauspieler aus Deutschland, Frankreich, Afghanistan und Israel setzen sich in vier Sprachen – Deutsch, Französisch, Persisch und Hebräisch – und noch viel mehr Handlungsebenen mit unzähligen historischen und aktuellen Themen auseinander. Dabei ist es eigentlich ein klassisches Stück: eine kommentierte Adaption von Schillers *Die Jungfrau von Orléans* um die französische Nationalheldin Jeanne d’Arc. Nur, dass die Kommentare Überhand nehmen.

Manchmal scheint es im Kern um die Schauspieler zu gehen, die *Die Jungfrau von Orléans* aufführen; manchmal lassen die dargestellten Assoziationen zu den Themen aus Schillers Stück einen kohärenten Handlungsfaden nur noch schwer erkennen. Immer wieder jedoch kehrt die sprunghafte Handlung zurück zum Krieg in Afghanistan – und zu dem Bombenanschlag, der 2014 bei einer Theaterpremiere in Kabul zwei Menschen getötet und der afghanischen Schauspielgruppe AZDAR Theatre die Ausübung ihres Berufes im eigenen Land unmöglich gemacht hat. Heute sind sie in Weimar, und das internationale Ensemble, so wirkt es, spielt genauso sehr für das Publikum wie für sich selbst. Es verarbeitet mit seinem Stück auch die Geschichte des Stückes selbst, das ursprünglich ganz anders geplant war, wie Regisseur Robert Schuster und Dramaturgin Julie Paucker erklären:

Robert Schuster: Die Idee entstand eigentlich als unmittelbare Reaktion auf den Anschlag auf *Charlie Hebdo*, nachdem wir uns gefragt haben: Sind wir in Europa eigentlich kulturell noch gemeinschaftlich aufgestellt? Die Probleme werden größer, doch die Antworten werden wieder latent nationalstaatlich. Dem wollten wir ein Zeichen der Verständigung entgegensetzen: mit einem Projekt, in dem sich Künstler aus Frankreich und Deutschland sowie aus einem nichteuropäischen Land im Spiel begegnen würden. Das war die Ursprungsidee für die Produktion *KULA – nach Europa*. Kula ist ein Tauschprinzip in Papua Neuguinea, bei dem man von Insel zu Insel fährt und sich Geschenke macht. Die haben eigentlich keinen Wert, aber so generiert man Gemeinschaft – und irgendwann kommen sie wieder bei einem selbst an. Das Projekt konnte aber in der geplanten Form nicht stattfinden, da die Kollegen aus Afghanistan nicht einreisen durften. Aber wir haben nicht aufgegeben.

Julie Paucker: Als im vergangenen Jahr definitiv feststand, dass die Mitglieder von AZDAR Theatre nicht nach Deutschland kommen werden, waren wir bereits mitten in den Proben. Damals haben wir als Ensemble beschlossen, dass wir an der Idee eines kulturellen Austauschs mit ihnen weiter festhalten wollen und alles daransetzen, dass wir diesen doch noch realisieren können – wenn es hätte sein müssen, auch in einem anderen Land. Dann sind wir auf die Geschichte von Malalai gestoßen, die auch die afghanische Jungfrau von Orleans genannt wird. Ein afghanischer Mythos, der viele Gemeinsamkeiten zur französischen Legende von Jeanne d’Arc aufweist, der wiederum Schiller eines seiner bekanntesten Dramen gewidmet hat. Nicht zuletzt haben wir uns aber auch für diesen trinationalen Stoff mit weiblichen Heldinnen entschieden, als Referenz an die Ehefrauen der Künstler von AZDAR, die nicht mit einreisen durften. Da gab es keinen Verhandlungsspielraum. Sie mussten in Afghanistan bleiben als Garantie, dass die Männer zurückkommen.

Frauenrollen gibt es einige in Malalai – Frauen als Darsteller nur wenige. Beinahe alle Rollen wurden mit Männern besetzt. Nur drei Schauspielerinnen wirken mit; alle von ihnen verkörpern verschiedene Facetten der Jungfrau selbst. Die drei Jeannes halten eine Geschichte zusammen, die zwischen unzähligen Handlungssträngen im 15., 19. und 21. Jahrhundert springt. Wenn Zeiten und Wirklichkeiten ineinander fließen, fällt es manchmal schwer, dem Stück zu folgen. Kaum blickt man von der obligatorischen Übertitelrektüre herunter – nur ein sehr geringer Teil des Stückes ist auf Deutsch –, hat sich die Bühne in etwas vollständig anderes verwandelt, mit neuer Geschichte, Zeit, Schauspielweise. Unweigerlich drängt sich die Frage auf, wie viel mehr man mitnehmen könnte, wenn man alle vier Sprachen verstünde. Malalai ist ein dramaturgischer Turmbau zu Babel – im Umgang mit dem Publikum während der Aufführung, aber auch in seiner Entstehung.

Schuster: Die Proben waren von viel Übersetzungsarbeit begleitet, die bis zur viersprachigen Textfassung reichte. Wir

hatten eine Dolmetscherin für Persisch. Mit unserer israelischen Spielerin, die im Stück hebräisch spricht, haben wir uns auf Englisch verständigt...

Paucker: ... und den Franzosen die Regieanweisungen und Absprachen ins Französische übersetzt. Das war komplex in der Arbeit, weil alles viel langsamer geht, da es einfach seine Zeit braucht, bis dann jeder verstanden hat, was gerade gesagt wurde. Darauf mussten wir uns alle auch erst einmal einstellen.

Schuster: Das Ganze hat auch ein bisschen was von Stiller Post. Denn in der Übersetzungskette kann es natürlich auch vorkommen, dass man etwas falsch beziehungsweise anders versteht, als es gemeint ist und dann vielleicht das Gegenteil von dem macht, was man von ihm wollte.

Paucker: Auch in den Dialogen und im Spiel miteinander ergibt sich durch die Mehrsprachigkeit für die Schauspieler ein anderes Erarbeiten des Stücks. Um zu wissen, was gerade gesagt wurde und die Stichworte auch in der anderen Sprache herauszuhören, haben sie die Texte der anderen mitgelernt.

Selbst wenn einer Französisch, die andere Hebräisch spricht, kommunizieren die Schauspieler so natürlich miteinander, als spielte Sprache zur Kommunikation keine Rolle. Das ist besonders eindrucksvoll in den Szenen, die Schillers Vorlage verlassen. Immer wieder scheint jemand aus der Rolle zu fallen, beginnt über das, was er spielt, und dessen persönliche Bedeutung für ihn zu reflektieren. Malalai funktioniert nicht ohne genau dieses Ensemble. Jede Rolle ist im Dialog mit dem jeweiligen Schauspieler maßgeschneidert; zum Kennenlernen hat sich die Gruppe eine Woche lang auf dem Land zurückgezogen. In langen Gesprächen über die Bedeutung, die Begriffe wie Religion oder Nation für Menschen mit so unterschiedlichem Hintergrund haben, entstand ein Stück, in dem die Schauspieler ebenso präsent sind wie die Rollen. Die Arbeit war nicht immer ganz einfach. Denn Sprache ist das Eine, kulturelles Verstehen das andere.

Schuster: Die Herausforderung war, so viel Vertrauen untereinander zu schaffen, dass man sich auch nach und nach nicht mehr vor Konflikten scheut. Alle Beteiligten sind interkulturell offen, wollen sich verstehen und nicht verletzen. Doch das führt dazu, dass man über manche Dinge nicht spricht, oder nur mit allzu großer Vorsicht, was ja an sich sehr schön ist. Doch manchmal muss auch die Differenz spürbar werden, so dass man sagt: bis hier hin und nicht weiter.

Paucker: Und für die afghanischen Schauspieler war es nicht zuletzt auch eine emotionale Herausforderung, noch dazu in einem fremden Land. Seit dem Bombenanschlag vor drei Jahren haben sie nicht mehr gespielt. Die Premiere hier war ihre erste Vorstellung nach dieser Explosion. >>



Gleichzeitig ist es ihnen wichtig, wieder zu spielen, bedeutet es doch auch einen Triumph über die Angst. Einmal bedanken sie sich beim Publikum, dass es hier ist, ohne sich zu fürchten. Es ist kein einfacher Schritt, und die Erinnerung an den Anschlag und den Attentäter ist durch das gesamte Stück präsent. An einer Stelle, als die Vergangenheit so mächtig geworden ist, dass ein Weiterspielen unmöglich ist, tritt einer der Afghanen vor. „Ich kann ihm vergeben, indem ich ihn spiele“, sagt er. Es ist einer der stärksten Momente des Stückes, weil es nicht mehr um das Publikum geht. Für einen Augenblick wird Theater von einer die Wirklichkeit thematisierenden Fiktion zur realen Situation, und den Zuschauer erfasst das Gefühl, Zeuge authentischer persönlicher Gefühle zu werden. Diese wirklich eindrucksvollen Szenen liegen jedoch zumeist weit vom Originalstück Schillers entfernt – nicht komplett verwunderlich, bedenkt man, dass Die Jungfrau von Orléans über zweihundert Jahre alt ist. Wie weit ist Schiller heute überhaupt noch aktuell?

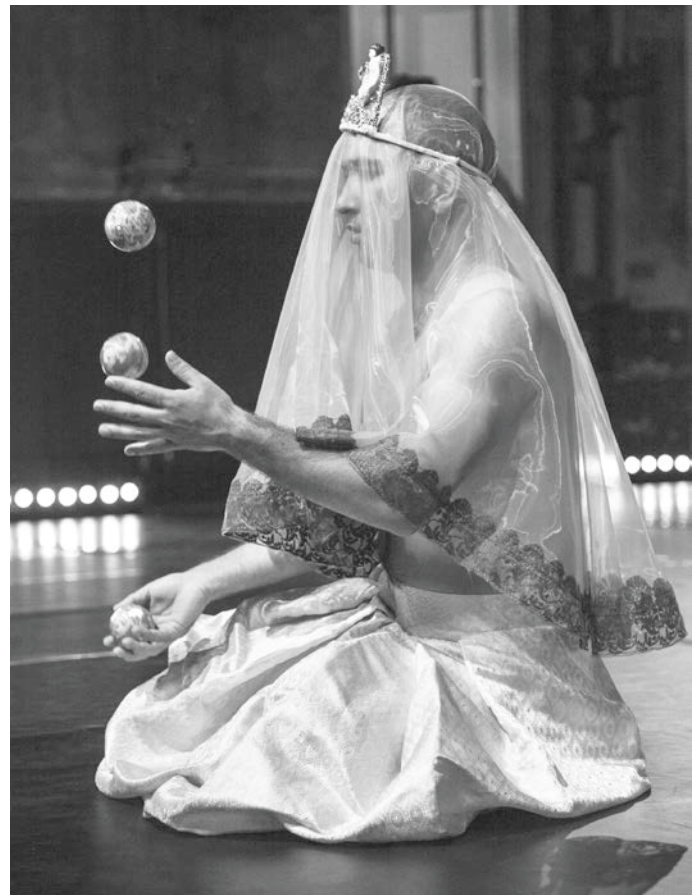
Schuster: Der junge Kerl hat 1800 dieses Stück geschrieben, weil er sich, noch vor den ganzen Befreiungskriegen, ein größeres, humanistisches Deutschland erträumt hat, eine Nation jenseits der Kleinstaaterei und der kriegerischen Auseinandersetzungen. Da hatte Nation eine übergeordnete, vereinende Bedeutung, und in so einer Situation befinden wir uns gegenwärtig auch. Natürlich ist dieser Begriff nach dem Faschismus und den letzten 250 Jahren nicht unbedingt positiv besetzt. Aber auch heute besteht die Sehnsucht nach dem Einenden, das vielleicht eine europäische Nation stiften kann. Aber wie kommen wir aus dieser kleingeistigen Kampfposition heraus, die Nation nur nationalistisch denken kann und sagt „Deutschland versus Frankreich“?

Dass Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart hergestellt werden sollen, ist offensichtlich. An Schillers Stück anknüpfend wird gefühlt jedes passende aktuelle Thema angerissen, von Frauenrechten über soziale Ungleichheit bis zum Holocaust. In einer Szene wirft Jeannes Vater ihr vor, sich durch den gesellschaftlichen Aufstieg und das Studentenleben ihrer einfachen Herkunft entfremdet zu haben, in einer anderen bitten Jeanne und die pakistanische Friedensnobelpreisträgerin Malala Yousafzai in einer Art flüchtlingspolitischer Krippenspiel-Herbergssuche gemeinsam um Asyl. Die meisten Themenfäden werden jedoch nur assoziativ ins Spiel gebracht und ebenso schnell fallen gelassen, selten wird etwas vertieft. Antworten oder gar eine übergeordnete Aussage gibt es nie.

Schuster: Ich sehe die Rolle des Theaters in einem ganz zentral politischen Bereich. Das Schönste, was das Theater kann, ist aus den unterschiedlichen Zuschauern ein Publikum zu machen, dem in diesem Moment nicht eine Antwort propagandistisch weitergereicht wird, aber das sich als Gemeinschaft derer begreifen lernt, die eine gemeinsame Fragestellung haben. Und wenn das an so einem Abend funktioniert – wenn

afghanische Zuschauer und deutsche Zuschauer im Stück sitzen und man plötzlich im gleichen Moment still ist, weil man denkt „Wow, das ist unser gemeinsames Thema“ – dann ist das die ehrenvollste Aufgabe, die Theater übernehmen kann. Sicherlich sind wir nicht diejenigen, die sagen können, wie es weitergeht. Aber wir können eine gemeinsame Sensibilität dafür schaffen, was wir vielleicht miteinander diskutieren sollten.

Es ist eine durchaus ambitionierte Absicht: Malalai will durch all die angeschnittenen Fragen, Sprachen und Kulturen verbinden, einen Blick für das große Ganze schaffen. Und in seinen stärksten Momenten gelingt ihm das auch. An dem Punkt, wo Theater und Realität verschwimmen, erahnt man in den verschiedenen Inhaltsfäden einen kohärenten Strang – und der Zuschauer vergisst den Unterschied zwischen Deutsch und Persisch. □



Weitere Vorstellungen im DNT Weimar
am 21.10., 15.11. und 16.12.2017.
Karten und weitere Infos unter
www.nationaltheater-weimar.de

LANGE NACHT DER WISSEN SCHAFTEN JENA

f @ #LNDWJena

24. Nov 2017
18–24 Uhr

Tickets sind in der Jena Tourist-Information und online unter www.jena.de/tickets erhältlich.

www.lndw-jena.de

JENA
LICHTSTADT.

Anzeige



AUSHILFSKRÄFTE

im **SERVICE** gesucht

- flexibler Arbeitseinsatz
- sicherer Arbeitsplatz
- schönes Arbeitsumfeld
- leistungsgerechte Bezahlung
- engagiertes Team

👍 **TIPP:** Alle Mitarbeiter dürfen unsere Anlage in Ihrer Freizeit gratis nutzen.

**AUF IHRE BEWERBUNG
FREUEN WIR UNS:**

info@kristall-saunatherme-bad-klosterlausnitz.de,
Kristall Therme Bad Klosterlausnitz,
Frau Hoenicke, Köstritzer Str. 16,
07639 Bad Klosterlausnitz, Tel.: 036601/598-0



Anzeige



Ist Ignoranz die Voraussetzung für Fortschritt und Wohlstand?

In diesem Bändchen untersucht der Autor eine bestürzende Erkenntnis: Womöglich hat es das Abendland ausgerechnet wegen der Dummheit seiner Bewohner zu etwas gebracht. Wir nutzen laufend Geräte, ohne ihre Arbeitsweise zu erfassen. Wir treffen politische Entscheidungen, ohne ihre Tragweite zu ermessen. Die User haben ihre Dummheit verinnerlicht, sie finden sie normal. Wir nennen uns eine Wissensgesellschaft – zu Unrecht, denn wir haben uns nie an Fakten orientiert und Schlagworte stets dem Denken vorgezogen. Und trotzdem hat es der Westen zu einem historisch gesehen einmaligen Wohlstand gebracht. Und zu einem durchaus brauchbaren politischen System. Ist das kein Paradox? Besteht da nicht ein Widerspruch? Ein Verdacht beschleicht uns – vielleicht hat der Westen nicht trotz seiner Dummheit Erfolg gehabt, sondern gerade deshalb!

Emil Kowalski
Dummheit. Eine Erfolgsgeschichte
VII, 176 Seiten, Hardcover, 16,99 €
ISBN: 978-3-476-04534-8



www.metzlerverlag.de
J.B. METZLER
Part of **SPRINGER NATURE**

Anzeige



„Ich fühle mich zuhause mit meiner neuen Band“

Judith Holofernes spricht mit *unique* über Glamour und Siffigkeit des Musikerlebens, gesellschaftliches Engagement und ihre ganz persönlichen Helden.

unique: Du warst schon ein paar Mal in Jena. Hast du irgendwelche Eindrücke oder Erinnerungen?

Holofernes: Ich habe nur die allerbesten Eindrücke von Jena (*lacht*). Tatsächlich war das hier für uns, auch mit den „Helden“, immer schon total schön. Jedes Mal kommen viele Leute – ein begeisterungsfähiges Publikum – und es ist gut vorverkauft. Ich glaube das liegt daran, dass das Campusradio meine Songs relativ viel spielt.

Das neue Album heißt *Ich bin das Chaos*. Inwieweit trifft das wirklich zu?

(Die Frage provoziert Lachen aus dem Hintergrund) Das ist mein Manager, der da lacht. Also, es trifft ziemlich gut zu, aber ich hab's mühsam im Griff. Ich musste natürlich lernen, mit meinem Chaos umzugehen, weil ich so viel reise. Ich kann ja nicht immer die Hälfte meiner Sachen im Hotel vergessen, was auf den ersten Touren definitiv so war. Von der Veranlagung bin ich sehr chaotisch und verliere mich einfach in meinem Kopf und dem, was mir so einfällt, und vergesse dann das, was ich eigentlich gerade mache.

Du beziehst auch zu politisch-gesellschaftlichen Themen Position. Was würdest du Leuten antworten, die sagen, Künstler sollten sich auf Unterhaltung beschränken?

Ich würde nie sagen, Musiker sollen beim Musikmachen bleiben. Auf der anderen Seite werde ich immer gefragt, ob ich finde, dass Künstler sich engagieren müssten, und das sehe ich auch nicht so. Ich finde ehrlich gesagt: weder noch. Das ist eine Spezialbegabung und auch -berufung, wobei ich denke, nicht jedes Engagement ist gleich nützlich. Man muss seine Motivation gut überprüfen, was man wirklich will. Für Künstler ist es gerade sehr einfach, sich in Situationen zu begeben, bei denen es sehr unklar wird, wer eigentlich von wem profitiert. Es ist leider oft auch – mindestens als Nebeneffekt – eine gelungene PR-Aktion. Das heißt nicht, dass die Leute das nicht völlig ernst meinen und etwas Gutes wollen. Aber man muss schon aufpassen, dass es nicht wahllos wird und man zu allem immer seinen Senf dazu gibt. Ich finde, nicht jeder gut gemeinte Impuls, der nicht mit einem Mindestmaß an Einsicht in die Materie verbunden ist, bewirkt wirklich etwas Gutes. Deshalb würde ich nie sagen: „Jeder Künstler muss sich engagieren“, sondern nur dann, wenn man sich sicher ist, dass man dazu wirklich etwas beizutragen hat. Das kann etwas Schlichtes sein, aber es muss ein reiner Impuls sein und eine klare Absicht haben.

Jeder meint zu wissen, was man als Musiker so tut. Welche Musikerklischees treffen auf dich am wenigsten zu?

Das ist eines meiner Lieblingsthemen, weil ich viele Freunde habe, die keine Musik machen und mit denen ich dann darüber rede, wie sie sich das so vorstellen. Ich finde es lustig, wie sehr sich mein Berufsalltag von dem unterscheidet, was Leute denken. Zum Beispiel haben viele sehr luxuriöse Vorstellungen davon und stellen sich immer Privatjets und tolle Hotels vor. Dabei gibt es auch auf dem Level, auf dem wir sind Helden teilweise unterwegs waren, ganz krasse Kontraste. Es kommt vor: Du bist bei irgendeiner Aftershowparty und dann ist es so, wie sich das deine Tante vorstellt – total glamourös. Am nächsten Tag bist du zu zwölf in einem Nightliner, kannst nicht aufs Klo gehen, weil es verstopft ist – und ihr habt gerade die Abfahrt verpasst, wo es etwas Anständiges zu essen gegeben hätte. Das ist das Interessante: Man muss sehr flexibel bleiben. Vieles davon ist nicht so glamourös, wie man denkt. Viel Warten, nicht zuhause sein, in einer fremden Umgebung sein. Inzwischen achte ich darauf, dass ich zwischendurch wenigstens kurz spazieren gehe und wirklich etwas mitkriege von der Stadt. Aber wenn man nicht drauf achtet, sieht man eigentlich nur Backstageräume oder neonbeleuchtete Umkleidekabinen, egal in welcher Stadt. Das kann ganz schön deprimierend sein.

Wie lassen sich denn dabei Band und Familie vereinbaren?

Also, es war bei uns natürlich speziell und besonders schwierig, da wir beide in der Band waren. Ich kenne unheimlich viele Leute in anderen Bands, die auch Kinder haben und das funktioniert sehr viel besser, wenn die Kinder nicht mitmüssen. Aber bei uns war das anders, sie waren immer mit unterwegs und wenn einer von uns beiden ausgefallen ist, ist das Konzert ausgefallen. Jeder, der kleine Kinder hat, kennt das Problem, wenn eines von den Kindern krank ist... und wenn beide Eltern abends auf der Bühne stehen müssen, ist das ein unglaublich prekäres Konstrukt. Sonst geht es schon, Familie und Band. Es ist sportlich. Eigentlich arbeiten beide immer und wir wechseln uns ab, wer dann eben nach der Schule am Start ist.

Wenn du jetzt solo unterwegs bist, vermisst du dann die anderen „Helden“ auf der Bühne?

Am Anfang schon. Aber dadurch, dass ich jetzt auch eine sechsköpfige Band habe, kommt natürlich keine Einsamkeit auf. Man kommt sich auch sehr nahe in so einem Tourbus und es

ging schnell, dass ich mich zuhause fühle mit meiner neuen Band. Manchmal mache ich auch Auftritte ganz alleine – und das finde ich zur Abwechslung auch mal schön. Man kommt dann noch näher an das Publikum. Das hat was, aber im Prinzip bin ich ein Herdentier. Und außerdem: Wir „Helden“ sehen uns ja auch noch. Wir wohnen in verschiedenen Städten, aber das war schon immer so. Das ist dann wie bei Geschwistern, die von zuhause ausziehen. Aber wenn man sich sieht, dann ist man sofort wieder in diesem Modus.

Wie würdest du dieses aktuelle Kapitel deines Lebens denn bezeichnen?

Uh, das ist eine interessante Frage. *(überlegt)* Es fühlt sich ein bisschen an wie so ein „Dazwischen“, also auf eine gar nicht nur unangenehme Art und Weise „zwischen Zuständen“. Obwohl das mit der Band jetzt schon fünf Jahre her ist, weiß ich noch gar nicht so genau, wo es mit mir eigentlich hingeht. Und das hatte ich lange nicht; diese Band war mein Traum – und dann habe ich diese Band gemacht, zwölf Jahre lang. Jetzt bin ich ein bisschen in dem Vakuum nach dem Traum. Trotzdem habe ich wahnsinnig viel Spaß.

Das wird jetzt eine wahnsinnig offensichtliche Frage, die die du sicher öfter hörst: Wer sind deine Helden?

Einer meiner Helden ist Patti Smith. Die habe ich vor inzwischen vielleicht drei Jahren live gesehen in Berlin – und ich war wirklich total weggeblasen. Denn ich habe immer ein wenig gezögert, meine Helden auch live anzuschauen, weil ich so leicht enttäuscht werden kann. Aber bei dem Konzert war es so, dass ich dachte: Da brauche ich keine Ironie oder Idealisierung, das ist einfach total geil. Und Marianne Faithful finde ich auch noch wirklich beeindruckend, auch wie sie Interviews gibt – sie ist die coolste Sau auf dem Planeten. Ja, lauter alte Leute. *(lacht)* Neuer in mein Leben getreten ist Amanda Palmer, die ist tatsächlich so etwas wie mein „Spirit Animal“. So quasi die neueste große musikalische Liebe, die in mein Leben getreten ist.

War ihre Musik auch die Motivation, mehr Ukulele zu spielen?

Tatsächlich war das natürlich ein Teil der Liebe, dass ich gesehen habe, dass sie auch Ukulele spielt. Ich spiele gar nicht so viel Ukulele wie auf der letzten Platte; dabei ist es vielleicht mein Lieblingsinstrument von denen, die ich spiele, weil das für mich tatsächlich ein Groove-Instrument ist, das ich gar nicht so folkelig einsetze, sondern mehr so groovy kleine Licks spiele.

Gibt es ein Instrument, das du gerne noch lernen würdest?

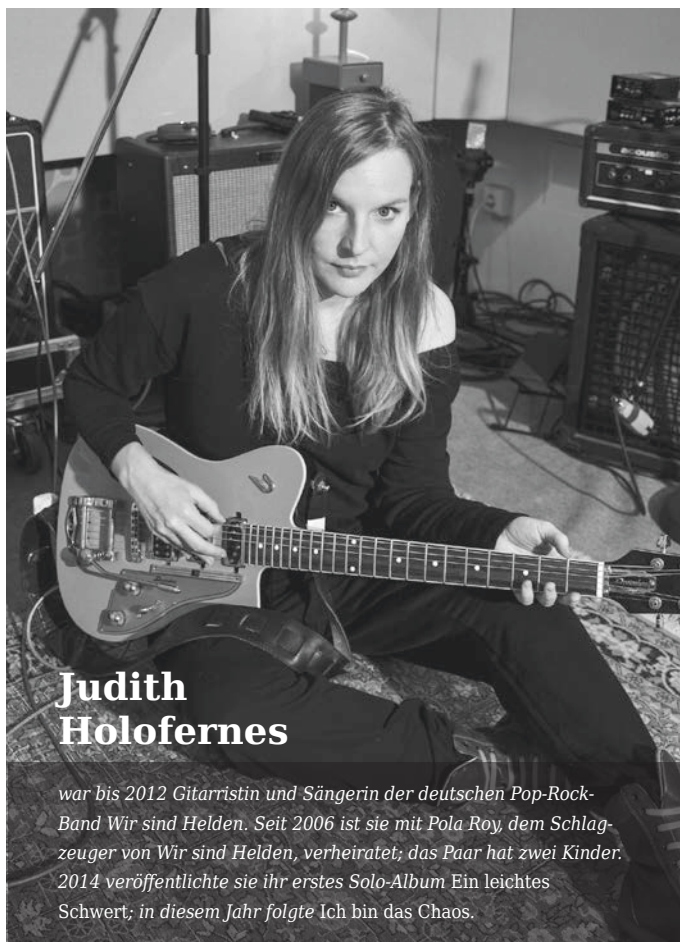
Ja, ich würde total gerne Klavierspielen lernen. Ich habe jetzt auf der aktuellen Platte tatsächlich Songs auf dem Klavier geschrieben und ich kann auch gut für Klavier schreiben. Ich habe aber keine Ahnung, was ich spiele... Ich habe Klavierparts geschrieben, aber ich kann das nicht mehr als ein Mal spielen, dann fallen mir die Hände ab. Und das würde ich voll gerne knacken.

Bei so viel Passion drängt sich die Frage auf: Wusstest du schon immer, dass du Musikerin werden möchtest?

Ich habe mich tatsächlich ganz früh wahnsinnig intensiv in Musik verliebt. Da war ich etwa acht Jahre alt und da war eigentlich, würde ich sagen, mein Schicksal besiegelt. Ich habe vorher und nachher nie irgendetwas so geliebt. Ich habe mit zwölf Jahren angefangen, Gitarre zu spielen und eigentlich war das dann klar. Auf der anderen Seite war ich aber auch ein totaler Bücherwurm und war irgendwie auch immer so ein bisschen ein philosophisches Kind, das darüber nachdenkt, wo alle hingehen, wenn sie sterben, sehr grüblerisch auch. Ich habe das Gefühl, dass in dem, was ich jetzt mache, unheimlich vieles zusammen kommt von diesen Dingen. Manchmal denke ich, vielleicht verschiebt es sich noch, ob da noch irgendein Aspekt stärker wird als die anderen. Im Moment ist zwischen all diesen Aspekten immer noch die Musik – quasi mit ausgefahrenen Ellenbogen – am stärksten.

Wir danken ganz herzlich für das Gespräch!

Das Interview führten Heide und Ladyna.



**Judith
Holofernes**

war bis 2012 Gitarristin und Sängerin der deutschen Pop-Rock-Band Wir sind Helden. Seit 2006 ist sie mit Pola Roy, dem Schlagzeuger von Wir sind Helden, verheiratet; das Paar hat zwei Kinder. 2014 veröffentlichte sie ihr erstes Solo-Album Ein leichtes Schwert; in diesem Jahr folgte Ich bin das Chaos.



Blutspendedienst

Studentische Hilfskraft gesucht!

Leg doch mal entspannt die Beine hoch...
bei einer **Blut- oder Plasmaspende!**



*Nach §10 Transfusionsgesetz
gewähren wir jedem Spender eine
Aufwandsentschädigung.*

Haema Blutspendezentren in

Erfurt

Lachsgasse 3
99084 Erfurt

Jena

Goethestraße 3a
07743 Jena

Weimar

Steubenstraße 15
99423 Weimar

Zwischen Auflehnung und Resignation

Ein Reportage-Comic beleuchtet das Privat- und Liebesleben iranischer Zwanzig- bis Dreißigjähriger. Ein Porträt der iranischen Jugend gelingt dabei aber nur bedingt.

von Frank

Zwar wird Irans Präsident Hassan Rohani häufig als Reformier betitelt, doch ist die Jugend Irans heute wirklich freier, als vor dem Amtsantritt des Nachfolgers von „Hardliner“ Mahmud Ahmadinedschad? Die klare Grundthese des Comics *Liebe auf Iranisch* in einem Wort: nein. Jane Deuxard – hinter diesem Pseudonym verbirgt sich ein französisches Journalisten-Paar – sind mehrfach illegal in den Iran gereist, um Erfahrungsberichte vor Ort zu sammeln. Während Ahmadinedschads zweiter Amtszeit, nach dem Amtsantritt Rohanis und erneut nach Unterzeichnung des Atomabkommens im Juli 2015 besuchten sie das Land und sprachen heimlich mit iranischen Zwanzig- bis Dreißigjährigen. Ihre Gespräche verarbeiteten sie nun als eine Reportage in Comicform. Sie treffen Gila, Omid, Vahid, Soban und andere; in der Hauptstadt Teheran; in Mashhad, dem religiösen Zentrum und der zweitgrößten Stadt des Landes, oder in der Hafenstadt Bandar Abbas im Süden am Persischen Golf.

Ja, dabei wurde natürlich auch über Politik gesprochen. Doch wie der Titel von *Liebe auf Iranisch* schon andeutet, sollte es nicht, wie so häufig, in erster Linie um Religion und Politik gehen, sondern um Aspekte des Privaten, auch des Intimen: Flirten, Verbot von Sex vor der Ehe, arrangierte Ehen, streng wertkonservative Eltern – wie lässt sich so etwas wie ein Liebesleben trotz alldem, trotz des Regimes und der strengen Traditionen im Alltag bewerkstelligen? Wie riskant kann es sein? Wie verliebt man sich, wenn man keine Chance hat, sich wirklich kennen zu lernen?

Die meisten dieser Themen sind nicht unbekannt und längst nicht nur im Iran



anzutreffen. Nichtsdestotrotz fallen die Unterhaltungen in *Liebe auf Iranisch* aber doch immer wieder auf das Regime und die Religion zurück. Einige der jungen Menschen haben resigniert, den Glauben an eine Veränderung verloren, nachdem die Proteste der „Grünen Revolution“ 2009 gewaltsam niedergeschlagen wurden. Manch einer wendet sich ab vom Regime, von der Religion oder gar der eigenen Familie. Doch auch der Rückzug ins private (Liebes-)Glück ist

nicht so leicht, wenn immer die Angst mitschwingt, von der kontrollwütigen Schwiegermutter überwacht oder von Freunden für den verbotenen Alkohol auf der Party denunziert zu werden.

Andere Gesprächspartner von Jane Deuxard geben sich bewusst trotzig, auch rebellisch. *Liebe auf Iranisch* zeigt auch selbstbewusste junge Frauen. Und natürlich spielt bei jungen Menschen der Reiz des Verbotenen eine gewisse Rolle – selbst wenn es nur darum geht, ausländische Sender und Serien zu schauen. Das geschieht natürlich im Verborgenen, hinter vorgehaltener Hand oder verschlossenen Türen, genau wie die Gespräche mit den beiden ausländischen Journalisten – teils sehr intime, auch sehr wütende Gespräche. Es drängt sich allerdings mitunter der Verdacht auf, dass Jane Deuxard ganz klar wussten, wonach sie suchten – oder nur die Gespräche verarbeiteten, die zu ihrer These passen: Konservativere Einstellungen sowie junge Leute außerhalb der Großstädte werden gar nicht portraitiert. Die ausdrucksstarke Bebilderung, die allerdings bisweilen in plakative Symbolik verfällt, verstärkt diesen Eindruck noch.

Unabhängig davon zeigt dieser Comic aber deutlich: Die junge Generation findet auch in einem noch so repressiven System immer Nischen, um sich auszuleben – manchmal durch offenen politischen Protest, manchmal durch versteckte Liebe. □

Jane Deuxard (Autoren) &
Zac Deloupy (Zeichnungen):
Liebe auf Iranisch
Splitter Verlag 2017
144 Seiten
19,80 €

WortArt



Das fremde Gedicht

Existenzielle Fragen als trojanisches Pferd

von Immanuel

Einsamkeit ist ein treibendes Element in den Geschichten der norwegischen Autorin Anne Helene Guddal, in deren Heimatland sich statistischen Erhebungen nach jeder Vierte einsam fühlt. 1982 in der Gemeinde Tromsø, im Norden der skandinavischen Halbinsel, geboren, feierte Guddal erst vor drei Jahren mit dem Gedichtband *Også det uforsonlige fines* (dt.: *Auch das Unversöhnliche gibt es*) ihr literarisches Debut. Dieses reihte Guddal, die in Bergen lebt und an der dortigen Universität in Allgemeiner Literaturwissenschaft promoviert, direkt in die Gesellschaft Norwegens vielversprechendster Künstler ein: *Også det uforsonlige fines* wurde von zahlreichen Kritikern des Landes zum besten Poesiebuch 2014 gekrönt. Guddals Gedichte handeln von unangenehmen Dingen, von Krankheit, Tod oder Einsamkeit, von „Randmomenten des Lebens“, wie es der Übersetzer Matthias Friedrich ausdrückt. Das hier abgedruckte, titellose Gedicht der 35-jährigen Autorin ist ein Paradebeispiel, einerseits für Guddals zum Leser durchdringenden Stil und andererseits für das übergreifende Thema des Bandes *Einbildung eines eleganten Schiffbruchs*, der aus dem Übersetzungsprojekt *Neue Nordische Novellen V* der Universität Greifswald unter Mitarbeit von Studierenden entstanden ist. Er präsentiert Prosa und Lyrik von Autoren aus Nord- und Osteuropa, die sich mit existenziellen Fragen beschäftigen.

Guddal gelingt es, mit einer Aneinanderreihung von scheinbar unzusammenhängenden Fragen über die Ausgestaltung der Träume des Lesers, diesen auf eine fragende Reise zu sich selbst zu schicken. Während er noch zu ergründen versucht, wie er selbst träumt, welche Bedeutung und Assoziation er Guddals Fragen zumisst, welche Interpretation er in dem Gedicht zu sehen meint und wie diese Interpretation Rückschlüsse auf seinen eigenen Charakter zulässt, endet das Gedicht mit dem die grundlegende Einsamkeit in Guddals Poesie abbildenden Satz: „Niemand würde denken, danach zu fragen.“ Mit der Abwendung des lyrischen Ichs in der letzten Zeile bleibt der Leser mit seinen Fragen zurück. Vielleicht ist Guddals Gedicht nichts weiter als ein trojanisches Pferd, das dem Leser in vierzehn Zeilen Fragen auftrümt und sie ihm dann wieder wegnimmt. Ein kurzes Aufflammen anfangs unverfänglich erscheinender Fragen, das den Leser am Ende nur mit sich und mit seinen eigenen Fragen zurücklässt. □

Matthias Friedrich und Słata Kozakova (Hg.):
Einbildung eines eleganten Schiffbruchs.
Gedichte aus dem Ostseeraum
Verlag Reinecke & Voß 2017
84 Seiten
11,00 €

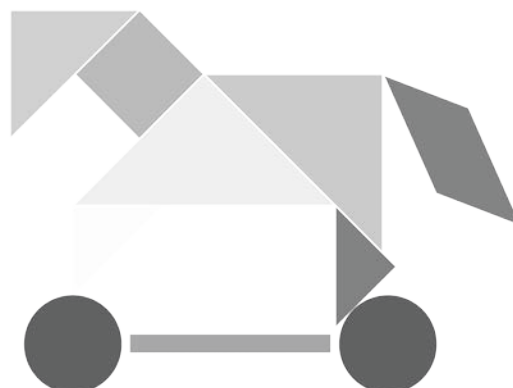
Anne Helene Guddal

Übersetzung von Matthias Friedrich

Falls jemand fragt,
 Hvis noen spør
 ob du ein reiches Innenleben hast,
 Om du har et rikt indre liv,
 ob du in Farben träumst,
 om du drømmer i farger,
 in geometrischen Figuren,
 i geometriske figurer,
 ob die Schlange sich häutete
 om slangen skifta ham
 und an deinem Bett stand,
 og sto ved din seng,
 ob du zu dir selbst kamst, ehe du landetest.
 om du kom til deg selv før du landet.
 Ob es in den Beinen zuckte,
 Rykket det i beina,
 der Arm ausschlug,
 sio armen ut,
 du im Sitzen erwachtest
 våknet du sittende,
 und du weintest oder riefst
 og om du gråt eller ropte
 oder dich einfach nicht erinnern konntest,
 eller slett ikke kunne huske,
 ob du immer noch an einem anderen Ort warst.
 om du fortsatt var et annet sted.
 Niemand würde denken, danach zu fragen.
 Ingen ville finne på å spørre om det.

Norwegisches Original: © 2014 Kolon forlag, Oslo
 (Abdruck mit freundlicher Genehmigung beider Verlage)

Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen. Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.





„Der Staat hat auf uns freche Spatzen mit seinen großen Kanonen geschossen“

unique im Gespräch mit dem Schriftsteller Udo Scheer über DDR-Vergangenheit, Tabus in der Literatur und die alternative Szene im Jena der frühen 1970er Jahre.

***unique*: Herr Scheer, sehen Sie besondere Gründe für das gesteigerte Interesse an Literatur und Lyrik in der DDR Anfang der 1970er Jahre?**

Scheer: Ja, unbedingt. Kritische Literatur war eine Ersatz-öffentlichkeit. Jeder nicht völlig angepasste Leser in der DDR versuchte, sich zwischen den Zeilen – man war sehr gut im Zwischen-den-Zeilen-Lesen – wiederzufinden oder sich zu vergleichen mit dem, was der Autor oder seine Figuren erlebt hatten, wie sie mit Konflikten umgingen. In einer Gesellschaft, in der ein großes Informationsdefizit vorherrschte, waren kritische Autoren sehr gefragt. Deswegen diese Resonanz, die man sich heute kaum noch vorstellen kann.

Und die Gründung des Arbeitskreises Literatur und Lyrik in Jena 1973 war auch politisch motiviert?

Zunächst eher nicht, allenfalls indirekt. Damals hat fast jeder Zweite als junger Mensch geschrieben. Sich austauschen und eine Orientierung finden, also eine Selbstbestimmung: Wer bin ich? Wo will ich hin? Wie denken andere? Das hat man sehr stark über Literatur gemacht. Sich untereinander auszutauschen war also ein Anspruch, diesen Arbeitskreis zu gründen. Als junger Mensch ist man ja vielleicht auch nicht so gefestigt und selbstbewusst. Man sucht die Gruppe, sucht Gleichgesinnte.

Wir hatten die Möglichkeit, im Kulturhaus Jena Neulobeda wöchentlich kostenlos einen Raum zu nutzen. Lutz Rathenow, der Inspirator und Initiator, hat diesen Kreis mit sehr viel Engagement geleitet und wir haben uns mit eigenen Werken – Gedichten, Kurzprosa, Satiren – kritisch auseinandergesetzt. Darüber hinaus wurden osteuropäische kritische Autoren vorgestellt, aus Rumänien, Polen, der Tschechoslowakei, das war eine Erweiterung für unseren Horizont.

Der andere Punkt: Erich Honecker hatte nach seinem Machtantritt 1971 sinngemäß gesagt, es dürfe keine Tabus geben im Bereich der Kunst und der Literatur – fantastischer Satz. Der entscheidende Nebensatz war: „...wenn sie von der festen Position des Sozialismus ausgeht.“ Das haben wir bewusst überhört. Es war das erste Mal, dass gesagt wurde: Man kann sich kritisch mit den Verhältnissen im Land auseinandersetzen, auch in der Literatur. Das ging eine Zeit lang gut. Aber dann hat der Staat recht schnell auf uns freche Spatzen mit seinen großen Kanonen geschossen.

Also könnte man diese Zeit als eine Art „kleines Tauwetter“ bezeichnen?

Unbedingt. Honeckers Machtantritt bedeutete eine kulturpolitische Öffnung. Es gingen – gerade in der Literatur – Dinge, die vorher nicht gegangen wären. Der Dichter Reiner Kunze beispielsweise war von 1965 bis 1971/72 *Persona non grata* in der DDR gewesen; plötzlich konnte er einen Gedichtband mit wirklich kritischen, vorher nur in der Bundesrepublik erschienenen Gedichten veröffentlichen.

Seine große Kunst war es, die Dinge absolut auf den Punkt zu bringen:

Das ende der kunst

Du darfst nicht, sagte die eule zum auerhahn,

du darfst nicht die sonne besingen

Die sonne ist nicht wichtig

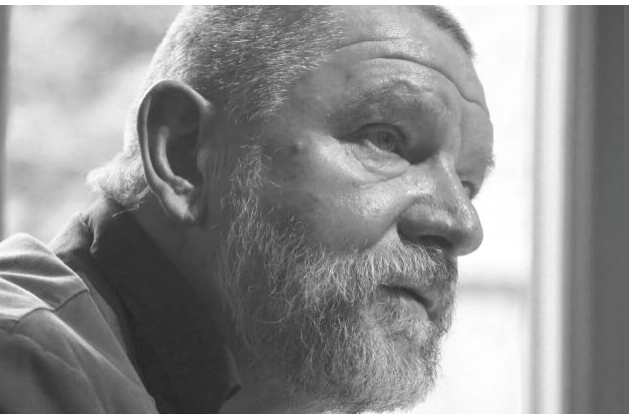
Der auerhahn nahm

die sonne aus seinem gedicht

Du bist ein künstler,

sagte die eule zum auerhahn

Und es war schön finster



Udo Scheer

ist Schriftsteller und Publizist. Er kam 1960 in die DDR und studierte bis 1974 Technologie für den wissenschaftlichen Gerätebau in Jena. Im nahen Stadtroda wohnt er noch heute mit seiner Frau. Seine Hauptinteressen – Opposition und Friedensbewegungen in der DDR in der Literatur und in den Medien – gehen auch auf seine Studienjahre zurück. Von 1995 bis 2001 war er Vorsitzender des Geschichtswerkstatt Jena e.V.



So etwas hat natürlich jeder verstanden: Die Realität durfte nicht abgebildet werden, sondern nur, was in die ideologische Linie passte. Und da sind wir vielleicht schon an dem Punkt Zensur.

Wie erinnern Sie sich an das Verbot, zwei Jahre nachdem der Arbeitskreis entstanden war?

Wir wurden 1974 zum Zentralen Poetenseminar nach Schwerin eingeladen, wo etwa 100 der begabtesten jungen Lyrikertalente eine Woche Seminar im Schloss abhielten. Die Seminarleiter waren allesamt geprüfte parteinahe Schriftsteller aus der zweiten Reihe. Dort kam es zum Eklat, als bei einem internen Talentwettbewerb einer aus unserem Arbeitskreis ein Kinderlied von Wolf Biermann sang – ein völlig harmloses, aber Biermann war verboten. Das führte dazu, dass die Nacht über mit uns fast verhörähnliche Gespräche geführt wurden, wir sollten uns von diesem Teilnehmer distanzieren. Und man wollte natürlich auch unsere Position erfahren. Wir haben das abgelehnt und gesagt, über das Verhalten des Teilnehmers müsse bitte im großen Kreis der Seminarteilnehmer gesprochen und entschieden werden, als eine demokratische Entscheidung, aber nicht administrativ von oben. Das geschah natürlich nicht. Stattdessen wurde er am nächsten Morgen von zwei Seminarleitern vor das Tor des Schlosses gezerrt und in ein Taxi gesteckt. Daraufhin sagten wir: Wenn er gehen muss, dann gehen wir auch. So einen Eklat hatte es noch nie gegeben. Es war eine große Auszeichnung, beim Poetenseminar sein zu dürfen, und plötzlich reist dieser Kreis aus Jena demonstrativ ab. Der Zentralrat der Freien Deutschen Jugend, der der oberste Veranstalter war, hat daraufhin das Ministerium für Staatssicherheit in Gera informiert, die dann unseren ersten Gruppenvorgang OV „Pegasus“ einleitete. Das Ziel war, den Kreis zu zersetzen, zu zerschlagen, arbeitsunfähig zu machen. Wir hatten keine Möglichkeiten mehr, Veranstaltungen durchzuführen, plötzlich war keine Räumlichkeit mehr da. Leuten aus unserem Kreis, die noch studierten, wurde angedroht, dass sie das Studium nicht beenden dürften. Es wurden auch Inoffizielle Mitarbeiter der Stasi in den Kreis eingeschleust. Außerdem waren ständig Leute da, von der Universität, von der Stadt, Abteilung Kultur, die nichts sagten, aber notierten, was bei uns im Kreis gesprochen wurde. Autoren, die wir zu Lesungen eingeladen hatten, durften nicht auftreten. Wir konnten also nicht mehr arbeiten. Dem geplanten Verbot, verbunden mit Maßnahmen gegen einige von uns, sind wir zuvorgekommen und haben uns aufgelöst. Das war für die Staatssicherheit dann doch ein Schlag, denn jetzt mussten sie ihre Inoffiziellen Mitarbeiter und ihre ganze Strategie neu ausrichten. Die Arbeit verlagerte sich danach in Privatwohnungen und in die Junge Gemeinde Stadtmitte in Jena.

Wie war die Atmosphäre in Jena zu jener Zeit?

Durch die Studenten gab es in Jena eine – nicht nur politische – Dynamik in der Stadt. Nicht zu vergessen die Lehrlinge und auch jungen Arbeiter bei Zeiss, Jenapharm und Schott, die – gerade bei Zeiss – aus der ganzen Republik kamen, darunter viele hochintelligente junge Leute. In der DDR durften ja nur

zehn bis 15 Prozent auf die Erweiterte Oberschule. Das war nicht viel. Und wer auf die Erweiterte Oberschule ging, der studierte normalerweise auch. Aber gefragt waren vor allem gute und qualifizierte Facharbeiter.

Unter den Lehrlingen gab es eine gewisse Entwurzelung. Man konnte nicht jedes Wochenende nach Cottbus oder Stralsund nach Hause fahren. Das war mit der Bahn fast eine Tagesreise. Also suchte man Kontakte und neue Verbindungen in Jena. Die fand man unter anderem in der Jungen Gemeinde, dem Arbeitskreis für Literatur und anderen Kreisen. Manche lebten in Kommunen in Abrisshäusern, man war sehr offen in allen Dingen miteinander. Lehrlinge, Studenten, zum Teil auch Schüler bildeten die Basis für eine alternative Kulturszene in dieser kleinen Stadt Jena, wo man ja alles zu Fuß erreichen konnte. Ein Telefon hatte kaum jemand, aber man konnte natürlich zu jemandem gehen und sagen: „Pass mal auf, heute Abend macht einer aus dem Arbeitskreis eine Lesung oder es werden Lieder von Biermann gespielt, kommt hin.“ Natürlich war das illegal, aber manchmal ging das durch. Diese Dinge liefen einfach. Bis Ende 1976 entwickelte sich hier etwas. Der staatliche Apparat bekam das natürlich mit und suchte nach Möglichkeiten, es zu unterbinden. Da war die Biermann-Ausbürgerung genau die richtige Möglichkeit. 56 Leute von der Jungen Gemeinde Jena unterschrieben eine Protestresolution. Es kam zu fast 50 Verhaftungen; acht Haupträdelsführer kamen in U-Haft und blieben dort ein dreiviertel Jahr, bis der internationale Druck so groß war, dass sie freigekauft werden konnten. Es gab mehrere politische Exmatrikulationen, unter anderem Lutz Rathenow und etwas später auch Roland Jahn, heute Bundesbeauftragter für Stasi-Unterlagen.

Nach diesen Massenverhaftungen und Exmatrikulationen war das Klima der Stadt gelähmt. Die Staatssicherheit wurde verdoppelt, Jena hatte die auf die Bevölkerung gemessen höchste Dichte an Stasi-Mitarbeitern. Die Stadt und ihre alternative Kultur war in eine regelrechte Agonie verfallen. Es herrschte Angst, starke Angst.

Wie ernst wurde das geschriebene Wort in der DDR genommen? Sie haben schon gesagt, dass eher zwischen den Zeilen gelesen wurde.

Leben in der DDR bedeutete ein Leben in einer – Zitat Jürgen Fuchs – „Landschaft der Lügen“. Deshalb versuchten Leser, Identität zwischen sich und dem Autor beziehungsweise dem Protagonisten zu finden. Auf der anderen Seite gehen Literatur und Zensur oder Kunst und Zensur in jeder Diktatur einher. Und Zensur beginnt eben bei der Schere im Kopf des Autors: Ist es ein Tabuthema, ist es ein Thema, das ich darstellen kann, wie kann ich es darstellen? Ich kann ein problematisches Thema so gestalten, dass es den ideologischen Maßstäben des Apparates entspricht. Dann verbiege ich mich als Autor, dann bin ich nicht mehr bei der Wahrheit. Schriftsteller sind wie alle Menschen: Inwieweit bin ich angepasst, inwieweit bin ich unangepasst im System? In der DDR war die Zusammenarbeit zwischen Autor und Verlagslektor sehr stark ausgeprägt. Bevor ein Buch erschien, wurde intensiv am Manuskript gearbeitet.



Es war nicht wie heute, dass der Verlag gewöhnlich veröffentlicht, was der Autor vorlegt. Oft saß der Lektor über Jahre mit dem Autor an einem Manuskript. Das kam auch der inhaltlichen Qualität zugute.

Nach der mehr oder weniger stark ausgeprägten Schere im Kopf, nach der Einflussnahme des Verlages, einschließlich der von ihm zu seiner Absicherung eingeholten Gutachten, griff die dritte Stufe der Zensur: Das war das Büro für Urheberrechte im Ministerium für Kultur, angegliedert an die

Hauptabteilung Buch, die jede Veröffentlichung für die DDR und für die Bundesrepublik zu genehmigen hatte. Der Maßstab für Veröffentlichungen in der DDR war dabei bedeutend schärfer, als für eine Veröffentlichung im Westen. Da zählte vor allem, dass man Devisen erwirtschaften musste. Deshalb war bedeutend mehr Zeitkritik möglich. Diese in der DDR geschriebenen und gedruckten Bücher durften nicht in die DDR eingeführt werden. Es gab ein rigides Grenzregime: Zoll und Post hatten den Auftrag abzusichern, dass diese Bücher weder durch Reisende noch im grenzüberschreitenden Brief- und Paketverkehr geschmuggelt würden.

Man kann schon staunen, selbst jemand wie der Schriftstellerfunktionär Herrmann Kant, der später Vorsitzender des Schriftstellerverbandes der DDR war, war der Zensur ausgesetzt. Anfang der 70er hat er einen Roman geschrieben, *Das Impressum*, in dem er Einblicke in den Journalismus in der DDR gibt. Diesen Roman musste er mehrfach umschreiben, bis er veröffentlicht wurde.

Sie hatten auch selbst zu DDR-Zeiten das Ziel, einen Roman zu veröffentlichen. Wie haben Sie damals die Zusammenarbeit mit dem Verlag empfunden?

Ende der 70er, Anfang der 80er hatte ich die Idee, einen Roman über das sozialistische Produktionsmilieu zu schreiben, in einer zweiten Ebene über einen Journalisten, der für eine

Reportage in diesen Betrieb kommt. Daneben sollte es noch eine dritte Ebene geben, die ihre Inspiration aus der Subkultur zog. Das Thema Produktion, mit Abstrichen auch des Journalismus, wäre möglich gewesen. Was aber absolut nicht möglich war, war die Darstellung einer Subkultur in der DDR. Die passte nicht in das unumstößliche sozialistische Weltbild. Die größte Angst der Staatssicherheit war, dieses Buch könnte in der

Bundesrepublik erscheinen. Deswegen eröffnete man in der MfS-Bezirksdienststelle

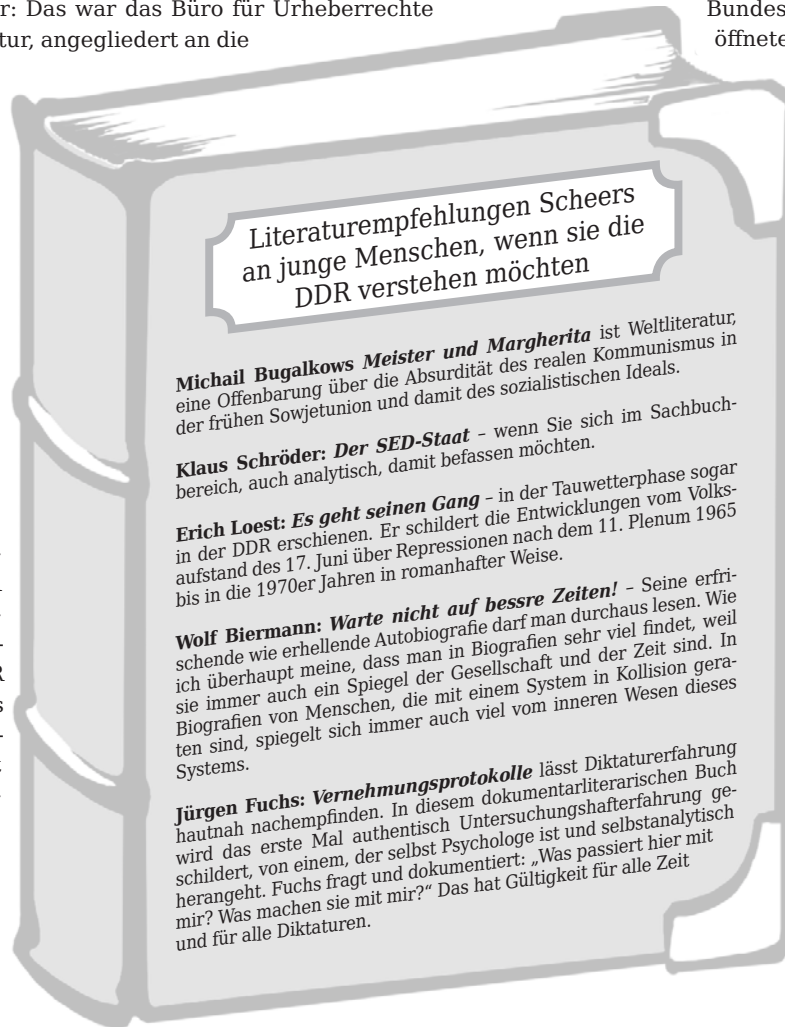
Gera den Operativen Vorgang „Mentor“ mit dem Ziel der Verhinderung des „gefährlichsten Nachwuchsschriftstellers des Bezirkes Gera“. So steht es in meiner Akte. Und der Verlag hat mitgespielt. Die Lektorin war eine Inoffizielle Mitarbeiterin der Staatssicherheit, eine eigentlich sympathische Frau. Wir haben inhaltlich gut zusammengearbeitet. Aber was ich erst nach Jahren gemerkt habe: Es lief immer darauf hinaus, umzuschreiben, Abschnitte, Kapitel neu zu schreiben. Lange Zeit war ich naiv, dachte, dass sei so üblich. Dabei war es – wie heute im OV nachzulesen – das Ziel des MfS, dieses Buch nie erscheinen zu lassen, den Scheer am Ende dazu zu bringen, dass er aufgibt. Inzwischen sind mehrere Bücher entstanden, der Stoff liegt noch. Mal sehen.

Wie empfinden Sie heute das Schreiben ohne Zensur?

Es ist ein Glücksfall und keinesfalls selbstverständlich auf der Welt. Nur manchmal, wenn ich angefragt werde, wie bei den Biografien zu Jürgen Fuchs, zu Reiner Kunze oder zur Revolutionsgeschichte in Plauen '89, wünschte ich mir, mehr Zeit zu haben.

Herr Scheer, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Das Interview führte Heide.



Literaturempfehlungen Scheers an junge Menschen, wenn sie die DDR verstehen möchten

Michail Bugalkows Meister und Margherita ist Weltliteratur, eine Offenbarung über die Absurdität des realen Kommunismus in der frühen Sowjetunion und damit des sozialistischen Ideals.

Klaus Schröder: Der SED-Staat – wenn Sie sich im Sachbuchbereich, auch analytisch, damit befassen möchten.

Erich Loest: Es geht seinen Gang – in der Tauwetterphase sogar in der DDR erschienen. Er schildert die Entwicklungen vom Volksaufstand des 17. Juni über Repressionen nach dem 11. Plenum 1965 bis in die 1970er Jahren in romanhafter Weise.

Wolf Biermann: Warte nicht auf bessere Zeiten! – Seine erschreckende wie erhellende Autobiografie darf man durchaus lesen. Wie ich überhaupt meine, dass man in Biografien sehr viel findet, weil sie immer auch ein Spiegel der Gesellschaft und der Zeit sind. In Biografien von Menschen, die mit einem System in Kollision geraten sind, spiegelt sich immer auch viel vom inneren Wesen dieses Systems.

Jürgen Fuchs: Vernehmungsprotokolle lässt Diktaturerfahrung hautnah nachempfinden. In diesem dokumentarliterarischen Buch wird das erste Mal authentisch Untersuchungshafterfahrung geschildert, von einem, der selbst Psychologe ist und selbstanalytisch herangeht. Fuchs fragt und dokumentiert: „Was passiert hier mit mir? Was machen sie mit mir?“ Das hat Gültigkeit für alle Zeit und für alle Diktaturen.

Anglophiler Mainstream und andere Gewässer

von Thomas Honegger

Die Campus-Zeitung der Universität Zürich titelt in ihrer September-Ausgabe „Anglophiler Mainstream: Das Englische dominiert zunehmend alle Disziplinen.“ Damit liefert sie einen der wenigen Belege für die Verwendung des Begriffs ‚Mainstream‘ in Verbindung mit der Sprache selbst, wenn auch in einem wissenschaftspolitischen Kontext. Denn innerhalb der Sprachwissenschaft spricht man eher von ‚Norm‘ oder ‚Standard‘. Beide Konzepte beruhen schlussendlich auf dem Mainstream des Sprachgebrauchs und die ‚Normgeber‘ können sich nicht ewig gegen den sprachlichen Wandel stellen. Denn wenn sich eine Form im allgemeinen Sprachgebrauch durchgesetzt hat, wie wir es z. B. seit einigen Jahren im Deutschen bei der Verwendung des apostrophierten Genitiv-S sehen, dann wird dies früher oder später zu einer Anpassung der Norm führen. Der erwähnte Beitrag in der Campus-Zeitung konzentriert sich auf die Stellung des Englischen gegenüber anderen wichtigen Sprachen und präsentiert das Englische implizit als monolithischen Block, der die anderen Sprachen aus dem wissenschaftlichen Diskurs verdrängt. Dabei wird jedoch vergessen, dass es ‚das Englische‘ nicht gibt und sich über die Jahrhunderte vielmehr verschiedene ‚Binnenmainstreams‘ etabliert haben. Aber gerade diese vergleichsweise späte und unvollständige Normierung und Standardisierung erklärt vielleicht, wieso ‚das Englische‘ zur Mainstreamsprache der modernen Wissenschaften wurde.

Der Fluss, der später einmal zum ‚Hauptfluss‘ (i. e. Mainstream) des modernen Englisch werden sollte, tritt zum ersten Mal in Form eines Wildbachs (um die Metaphorik weiter zu führen) im Gebiet des heutigen Norddeutschlands und südlichen Dänemarks in Erscheinung – eines Wildbachs, der sich im 5. Jahrhundert n. Chr. einen Weg in die von den Römern aufgegebene Provinz Britannia bahnt. Dort wird er zur bestimmenden Kraft, bis er aufgrund der Christianisierung durch das Latein, die ‚Mainstream-Sprache‘ des Weströmischen Reichs und der katholischen Kirche, verdrängt wird.

Die Situation ändert sich erst durch eine erneute germanische Invasion, diesmal durch die Wikinger im 9. und 10. Jahrhundert: Die skandinavischen Eroberer zerstören die klösterlich-kulturelle Infrastruktur und drohen so, England kulturell und sprachlich vom Rest Westeuropas abzuschneiden. Der Neustart unter dem englischen König Alfred dem Großen (849 – 899) erfolgt dann mittels der aus der Not geborenen Er-

hebung des altenglischen Dialekts von Wessex zum englischen Sprach-‚Mainstream‘. Doch mit der normannischen Eroberung 1066 scheint der vielversprechende englische Strom wieder zu einem kulturell vernachlässigbaren Nebenarm des dominanten französisch-lateinischen Hauptstroms zu verkommen. Unerwarteterweise tritt jedoch das Gegenteil ein – und das englische Flüsschen verleiht sich große Teile des französisch-normannischen Mainstreams ein und wird nicht zuletzt dadurch seit dem 15. Jahrhundert wieder zur dominanten Kraft – auch wenn natürlich das Wasser des neuen Stroms sich in seiner Zusammensetzung wesentlich von seinem altenglischen Vorläufer unterscheidet. Der Rest ist Geschichte, im wörtlichen Sinne. Das ursprüngliche Dialektkonglomerat der germanischen Stämme, die sich im 5. Jahrhundert in Richtung Britannia aufgemacht hatten, kommt nun in gewandelter und hybridisierter Form im Gepäck der englischen Händler, Forscher, Gelehrten, Abenteurer, Siedler und Eroberer in die ganze Welt und erkämpft sich einen Platz neben den direkten Abkömmlingen des klassischen Lateins (wie dem Spanischen und dem Französischen), aber auch neben altehrwürdigen Kultursprachen wie dem Chinesischen.

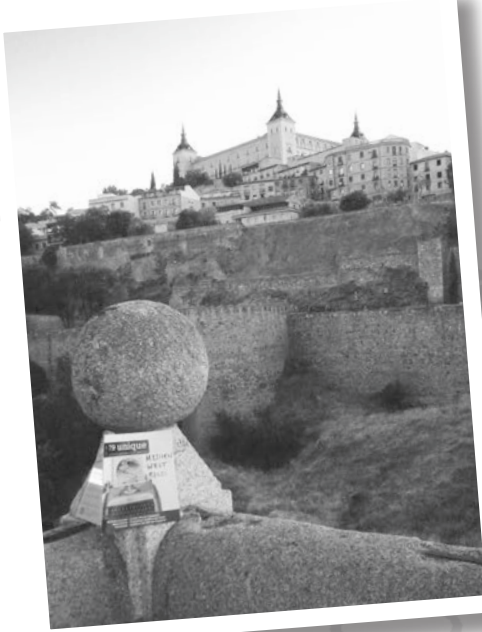
Somit wird ‚das Englische‘ zu einer ‚Mainstream-Sprache‘, ohne jedoch paradoxerweise selbst einen klaren ‚Binnenmainstream‘ auszubilden und die amerikanischen, britischen, australischen, kanadischen, aber auch indischen oder ghanaischen Varianten, mit all ihren unterschiedlichen Zuflüssen, fließen munter im breiten englischen Flussbett neben-, mit- und immer öfter durcheinander. Aber gerade diese innersprachliche Toleranz, Flexibilität und Anpassungsfähigkeit scheint das Erfolgsrezept des ‚anglophilen (und anglophonen) Mainstreams‘ auszumachen. □

Über sprachliche Haupt- und Nebenflüsse schreibt Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.



Grüße von unterwegs

von David, Annegret und Lara



unique around the world

Diesmal in Frankfurt am Main,
in Toledo und auf Tinos

Impressum

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)
Lara Hartung

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz“ 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:
Präsidialamt der FSU Jena
Studierendenrat der EAH Jena

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Redaktion:
Annegret Gräfe (AnneG), Belind Hajy, David Leuenberger, Francesco Donini, Frank Kaltofen, Heide Moldenhauer, Immanuel Dobrowolski, Juliane Baars (julibee), Ladyna Wittscher, Lara Hartung, Lea Deubner, Lutz Granert, Martin Repohl, Michaela Meißner (gouze), Quentin Czernin, Rebecca Hadler (bexdeich), Stefan Wünsche, Tina Kittler, Zsófia Túröczy (Szaffi)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Christiane Brandau, Sascha Kodytek, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 17. Jahrgang

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter:
creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Satz & Layout: Frank Kaltofen, Lara Hartung, Michaela Meißner, Stefan Wünsche

Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben

Onlinebetreuung: Frank Kaltofen, Michaela Meißner, Patrick Mehner

Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Schnappschüsse Seite 15 & Seite 18: © Austen Spanka

Seite 4 Mitte: flickr-User DonkeyHotey / bpb | Seite 5 oben: © Marco Sensesch | Seite 5 Mitte: © Hans-Jürgen Schaller / Udo Scheer | Seite 7: flickr-User Ninara | Seite 8: Tomas Belardi | Seite 9: Daniel Mott | Seite 17: flickr-User DonkeyHotey / bpb | Seite 19: © Studiocanal | Seite 20 & 22: © Annette Hauschild / DNT Weimar | Seite 25: © Marco Sensesch | Seite 27: © Zac Deloupy / Splitter Verlag | Seite 30: © Hans-Jürgen Schaller / Udo Scheer

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung.

Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.


**FACTORY
OUTLET**

 Schlaraffenland für
„Krümelmonster“


Mit dem Bus ins FACTORY OUTLET!

Günstige Snacks gegen Prüfungsstress!

Die Busverbindung Mo.–Fr.:

 Jena Busbahnhof ab: **13:05 / 13:55**
 Kahla Abzweig Großpürschütz
 (direkt am Werk) an: **13:35 / 14:25**

 Kahla Abzweig Großpürschütz
 (direkt am Werk) ab: **14:00 / 15:36**
 Jena Busbahnhof an: **14:41 / 16:30**

10 % Gutschein

 bei einem Einkauf ab 10€ Warenwert.
 Bitte VOR der Bezahlung vorlegen. Nur
 ein Gutschein pro Person. Für den Ein-
 kauf in unseren FACTORY OUTLETS,
 nur in haushaltsüblichen Mengen.

Gültig bis: 31.12.2017 KA I 08-17

 DeBeukelaer FACTORY OUTLET Kahla: Im Camisch 1 · 07768 Kahla
 Tel.: (036424) 80-2726 · **Öffnungszeiten:** Mo.–Fr. 9–18.30 Uhr
 Sa. 9–14 Uhr · Erweiterte Samstagsöffnungszeiten finden Sie auf
www.debeukelaer.com/outlet


Toller Tarif für unsere STUDENTEN

 Studenten erhalten 30 % Rabatt
 auf alle regulären Eintrittspreise

 Gilt nur für den Verkauf über: Infotake
 Jena, Ernst-Abbe-Platz 5, 07743 Jena

TOP-ANGEBOT: 30% RABATT

- Große Thermalwelt mit bestem Thermalsole-Heilwasser
- 12%iges Solebecken – einzigartig in Thüringen
- Saunawelt mit 11 wunderbaren Themensaunen
- Monatlich wechselnde Events ohne Aufzahlung
- Wellness-Angebot im wunderschönen Massagebereich
- textilfreies Baden täglich ab 12 Uhr
- Baden mit und ohne Textilien mittwochs & sonntags


**Kristall
Sauna-Wellnesspark
mit Soletherme
Bad Klosterlausnitz**

 Köstritzer Str. 16, 07639 Bad Klosterlausnitz
 Tel. (036601) 598-0
www.kristallbad-bad-klosterlausnitz.de

 Öffnungszeiten: Mo, Mi, Do, So 9-22 Uhr
 Di, Fr, Sa 9-23 Uhr

Lange Nacht der **Wissenschaften** in Erfurt



3.11.2017 ab 18 Uhr

www.wissenschaftsnacht.erfurt.de

Veranstaltungen:



Kooperationspartner:



Förderer:



und in Zusammenarbeit mit zahlreichen Erfurter Institutionen und Firmen